

**DAS ARAMÄISCHE IN DEN RÖMISCHEN  
OSTPROVINZEN:  
SPRACHSITUATIONEN IN ARABIEN, SYRIEN UND  
MESOPOTAMIEN ZUR KAISERZEIT**

Holger GZELLA\*)

Die Untersuchung der aramäischschreibenden Kulturen im Osten des Römischen Reiches hat während der letzten Jahre große Fortschritte gemacht. Zur Zeit befindet sie sich allerdings in einer merkwürdigen Situation: einerseits liegt das nabatäische, das palmyrenische und das altsyrische wie das ostmesopotamische Textmaterial nun in teils kommentierten Corpora und Gesamtausgaben mehr oder weniger gewissenhaft bearbeitet vor;<sup>2)</sup> weiterhin spiegeln Übersichtsdarstellungen wie der Band über die Nabatäer von Ursula Häckl, Hanna Jenni und Christoph Schneider oder die ganz auf Pal-

myra ausgerichtete Gedenkschrift für Delbert Hillers den aktuellen Forschungsstand in seiner ganzen Breite.<sup>3)</sup> Andererseits zeugen aber gerade die jüngsten althistorischen Beiträge zu diesem unverändert anziehenden Raum, einer allgemeinen Umorientierung innerhalb der Alten Geschichte ihren Tribut zollend, von einer unkritischen Hinwendung zu den neuesten soziologischen Entwürfen und Modellen. Darüber haben sie jedoch etwas den Anschluß an die mittlerweile leicht zugänglichen, aber, bei aller stereotypen Formelhaftigkeit, in ihrer inhaltlichen Komplexität merklich unterschätzten Inschriften verloren. Wer am leckeren Weißbrot der Theoriebildung Gefallen gefunden hat, vergißt darüber leicht, wie nahrhaft das Schwarzbrot der Epigraphik und der Philologie ist.

Befragt Ted Kaizer nämlich durchaus noch einzelne Texte aus dem religiösen Umfeld auf ihren Aussagewert für die Gesellschaftsstruktur Palmyras, wenngleich weniger von einem aramaistischen Blickwinkel aus — was ja auch legitim ist — und sicher nicht immer im vollen Bewußtsein ihrer begrenzten Tragfähigkeit,<sup>4)</sup> scheint einem anderen Autor dagegen, Michael Sommer, in seiner — mit schönen Bildern gleichwohl sehr feudal ausgestatteten — Monographie über Hatra und jetzt besonders in seiner weitausgreifenden, nicht ganz jargonfreien Kulturgeschichte der „orientalischen Steppengrenze“ die Theorie stellenweise vollends davonzugaloppieren:<sup>5)</sup> zahlreiche Fehler und Ungenauigkeiten in orientalistischen Detailfragen (zuzüglich recht abwegiger Vergleiche), fortlaufend falsche oder fragwürdige Transkriptionen,<sup>6)</sup> infolge irriger Übersetzungen mitunter unzutreffende Deutungen sowie die Verwendung teils längst überholter Ausgaben der aramäischen Inschriften<sup>7)</sup> nagen doch ein wenig am Vertrauen des Semitisten in einen Historiker, der, bei aller soziologischen Gewandtheit, offenbar keinen unmittelbaren Zugang zu seinen wichtigsten Quellen mehr hat — so bestechend sein übergreifender Leseschlüssel „dimorpher Gesellschaften“, die nomadische wie sesshafte

\*) Leiden University.

<sup>1)</sup> Ins Deutsche übertragene und ergänzte Fassung meines Vortrages „Het Aramees in de oostelijke provincies van het Romeinse Rijk: Petra, Palmyra en Hatra“, gehalten am 20. Oktober 2005 im Rahmen der Leidener „NINO-lezingen“. Herrn Dr. Jacob Roodenberg, der als Direktor des NINO auch Gastgeber des Vorlesungszyklus ist, bin ich sehr verbunden für die freundliche Einladung, doch einen Aufsatz zur Veröffentlichung in der *Bibliotheca Orientalis* daraus zu machen.

<sup>2)</sup> All diese zwischen 1993 und 1999 erschienenen Editionen werden im weiteren Verlauf genannt.

<sup>3)</sup> U. Hackl / H. Jenni / Chr. Schneider, *Quellen zur Geschichte der Nabatäer. Textsammlung mit Übersetzung und Kommentar* (NTOA 51) Freiburg / Göttingen 2003; Universitätsverlag Freiburg / Vandenhoeck & Ruprecht; E. Cussini (Hrsg.), *A Journey to Palmyra. Collected Essays to Remember Delbert R. Hillers* (CHANE 22), Leiden 2005: Brill.

<sup>4)</sup> T. Kaizer, *The Religious Life of Palmyra. A Study of the Social Patterns of Worship in the Roman Period* (Oriens et Occidens 4), Stuttgart 2002: Steiner. Sein Fazit ist vorwiegend negativ, denn die vier „Stämme“ seien ein hellenistisches Konstrukt und ließen sich nicht mit bestimmten religiösen Vollzügen zur Deckung bringen. In ders., „Religious mentality in Palmyrene documents“, *KLIO* 86 (2004), 165–184, fällt die Diskrepanz zwischen Aufgabenstellung und Ergebnis noch krasser aus: Die formelhaften Textzeugnisse gewähren ja praktisch keinen Einblick in die persönliche Frömmigkeit (wenn diese denn mit „religious mentality“ gemeint sein soll), deshalb bleibt am Ende wenig mehr als eine Paraphrase ausgewählter Beispiele. Einblick in dahinterstehende theologische Entwürfe lassen die Quellen einfach ebensowenig zu wie zufällig gefundene neuzeitliche Grabsteine eine Rekonstruktion der Kathedralarchitektur christlicher Dogmatik. Nicht immer kann man sich darum des Eindrucks erwehren, bei Kaizer würden mitunter Selbstverständlichkeiten aufgebauscht. Überdies führt die mangelnde Beherrschung semitischer Sprachen zu Fehlschlüssen mit durchaus weitreichenden Folgen (etwa die Behauptung, Araber ließen sich nicht als eigenes Stratum der Gesellschaft identifizieren). Vgl. insgesamt die sehr berechtigte Kritik von E.A. Knauf in: *Scripta Classica Israelica* 22 (2003), 347–350.

<sup>5)</sup> M. Sommer, *Hatra. Geschichte und Kultur einer Karawanenstadt im römisch-parthischen Mesopotamien*, Mainz 2003: Zabern; ders., *Roms orientalische Steppengrenze. Palmyra — Edessa — Dura Europos — Hatra. Eine Kulturgeschichte von Pompeius bis Diocletian* (Oriens et Occidens 9), Stuttgart 2005: Steiner.

<sup>6)</sup> Schnitzer wie beispielsweise die überaus häufige Verwechslung von /r/ und /r̄/, zweier grundverschiedener Konsonanten, dürfen einfach nicht passieren, wenn man semitischsprachige Quellen zitiert und dazu noch bei Namen durch Angabe der (oft unrichtigen) Vokalquantitäten Gründlichkeit demonstrieren will.

<sup>7)</sup> So stets bei den Texten aus Hatra und Umgebung.

Strukturen in einem festen Mechanismus integrieren und ihnen durch Klientelverhältnisse Festigkeit verleihen, letzten Endes auch sein mag, so interessant, ja inspirierend seine Denkanstöße oftmals wirken. Ohne wenigstens rudimentäre Aramäischkenntnisse geht es aber nun einmal nicht.

Im Rahmen einer fruchtbaren Auseinandersetzung, zu der diese neuesten Entwürfe nachdrücklich einladen, kann möglicherweise selbst eine schlichte Lektüre der spröden Textzeugen, mit ständigem Blick auf ihre sprachlichen Besonderheiten, noch manchen Beitrag zu dem gemeinsamen Fernziel leisten: die versunkene Welt der nabatäischen Weihrauchhändler, der palmyrenischen Königin Zenobia und der sie umgebenden Oberschicht in einer blühenden syrischen Handelsdrehscheibe oder der zwischen griechisch-römischer und iranisch-parthischer Kultur oszillierenden Peripherie in Ostmesopotamien weiter zu erhellen, vielleicht sogar einige ihrer inneren Zusammenhänge aufzudecken. Dieser Versuch zur bescheidenen Ergänzung des bislang Erreichten sei hier gewagt, eben von den — nach Corpora und Sprachen gegliederten — Texten ausgehend und nicht von der Abstraktion, auf gut neudeutsch also *bottom-up* statt *top-down*. Trotzdem stehen natürlich übergeordnete Themen wie Identität oder Kulturkontakt fortwährend im Hintergrund. Vor allem das Ausmaß dieses Kontaktes in seiner Tiefe, nicht nur in seiner räumlichen Ausdehnung, wird durch die Texte, im Lichte ihrer eigenen aramäischen Tradition gelesen, nachgerade verdeutlicht.

Daher dient ein solches philologisches Studium der Quellen unter Berücksichtigung der weiteren aramäischen Sprach- und Literaturgeschichte als notwendiges Korrektiv zu den erwähnten althistorischen Ansätzen, um deren primär theoretische Ausrichtung zu erden, zu konkretisieren und notfalls zu berichtigen. Ihnen nämlich stellt sich der Vordere Orient am Vorabend der „Hellenisierung“ als ein fast unbeschriebenes Blatt dar, sobald er ins Licht der westlichen Geschichte tritt: Alexander der Große hatte wie ein sich im Feuer verzehrender Komet die ganze Alte Welt im Fluge durchmessen, erlag aber schon 323 v. Chr. letztlich seiner Fieberglut. Erst danach konnte sich unter seinem General Seleukos I. Nikator (355–281 v. Chr.) die griechische Herrschaft im gigantischen Gebiet des ehemaligen Perserreiches festigen. Auf diese Weise hielt Seleukos dem griechischen Kultureinfluß Tür und Tor offen, bewahrte sich überdies selber ein langes Gedenken, denn noch Jahrhunderte später wurden Kinder häufig nach dem Gründer der Seleukidendynastie benannt. Mit dem Jahr 312 / 311 v. Chr. begann sogar eine gemeinsame Jahreszählung für den gesamten Mittleren Osten.<sup>8)</sup> Weniger offensichtlich ist es aber, ob diese starke politische Neuorientierung auch kulturell in jeder Hinsicht eine „Stunde Null“ bedeutete. Noch immer bleibt ja schattenhaft, womit die „Hellenisierung“, die sich paradoxerweise erst in römischer Zeit vollendete, nun eigentlich in Kontakt trat, welche Prägung besonders Syrien und Palästina vor dem Alexanderzug trugen, welchen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen die uralten Stadtstaaten zum Schluß im Achämenidenreich unterworfen waren.

Üblicherweise spielen diese Fragen in der althistorischen Forschung noch keine große Rolle. Wie für die griechisch-römischen Geschichtsschreiber selber, scheint allein die neue

Zeit zu zählen, die Alexander und seine Nachfolger eingeläutet hatten. Als Rechtfertigung einer solchen Perspektive dient der Eindruck, daß selbst die einheimischen Zeugnisse eines Gefühls für die gemeinsame Vergangenheit schlechthin entbehrten, obgleich doch der betreffende Raum eine Geschichte kennt, die weit hinter die Ursprünge Roms und selbst des Klassischen Griechenland zurückgeht. Fergus Millar, einer der führenden Kenner des römischen Vorderen Orients, faßt seine Empfindung unter dem Schlüsselbegriff einer „Amnesie des historischen Bewußtseins“ zusammen:

“Nor indeed can we find any sense of a common past uniting the contemporary populations of the region and identifying them with with the life of the cities of the ancient Orient, or with the experience of the Assyrian, Babylonian or Persian Empires. Nor indeed [...] can we find, in individual areas, any sense of a continuity linking communities to their more remote past [...] a noteworthy ‘amnesia’ marked the historical consciousness of the inhabitants of the Near East in this period.”<sup>9)</sup>

Doch woher kommen die neuen aramäischen Schriftsprachen im nabatäischen Königreich von Petra, jetzt SüdJordanien, in der Karawanenstadt Tadmor (so der semitische Name) / Palmyra nordöstlich von Damaskus sowie in Edessa, Hatra und Umgebung im östlichen Mesopotamien? Welcher Tradition literarischer Formen konnten sie sich bedienen? Ihre direkte Bezeugung setzt zwar erst in römischer Zeit ein, doch läßt sich mit Hilfe der historischen Sprachwissenschaft zeigen, daß sie auf Dialekte zurückgehen, die zuvor unter dem Überzug der achämenidischen Kanzleisprache des Perserreiches, des sogenannten „Reichsaramäischen“, verborgen geblieben waren, es dann bruchlos fortsetzten oder wenigstens teilweise von ihm beeinflusst wurden.<sup>10)</sup> Freilich beginnt die aramäische Überlieferung nicht mit der *lingua franca* der Perserzeit, denn schon die alten aramäischen Königtümer hatten selbstverständlich ihr eigenes Kanzleiwesen mit zugehöriger Verwaltungssprache. Dem linguistischen Befund kommt dabei auch eine Kronzeugenrolle für Fragen der Identität zu; die Verschriftlichung eines Dialektes entsteht ja niemals *ex nihilo*, sondern knüpft immer an bestehende Muster an. Ungeachtet des starken hellenistischen Einflusses, dem gerade — aber nicht nur — die lokalen Oberschichten zunehmend ausgesetzt waren, verrät die aramäische Inschriftenüberlieferung der Zeit nach dem Alexanderzug jedenfalls noch immer ihren gemeinsamen Ursprung in einer Matrixkultur, die bereits etliche Jahrhunderte zuvor Gestalt angenommen hatte. Alexander und die Diadochen hatten keinen Urwald gerodet, sondern einen Königsgarten betreten.

Auch die unterschiedlichen Alphabete zur Bezeichnung dieser aramäischen Dialekte wurzeln allesamt in der spät-

<sup>9)</sup> F. Millar, *The Roman Near East 31 BC — AD 337*, Cambridge / Mass. 1993: Harvard University Press, 6. Zur weiteren Forschungsgeschichte siehe Sommer, *Steppengrenze*, 16–25, der selber die Einführung dieser Perspektive erkannt hat und sich um einen differenzierteren Ansatz bemüht.

<sup>10)</sup> Diese entscheidende Verbindung verkennt Sommer, *Steppengrenze*, 115–123, gründlich. Er führt zwar eine erhebliche Menge soziolinguistischer Ideen an, hat aber, so weitschweifig seine Einleitung insgesamt auch ausfällt, augenscheinlich keine einzige gängige Übersichtsdarstellung des Aramäischen zu Rate gezogen (vom Erwerb der nötigen Sprachkenntnisse ganz zu schweigen) — obschon selbst die besseren allgemeinbildenden Lexika über das Verhältnis der aramäischen Sprachen zueinander aufklären. Deutlich wird überdies, daß die verbreiteten Kategorien von Fergusons Diglossie-Schema, also prestigeträchtige gegenüber prestigearmer Sprache, denen Sommer sich ebenfalls verpflichtet fühlt, solche vielschichtigen Kontaktsituationen und Interferenzen nicht erklären können.

<sup>8)</sup> Dennoch lebten die altsemitischen Monatsnamen fort, ähnlich wie im Westen die römischen Namen der Monate und die germanischen der Wochentage unter der christlichen Jahreszählung.

achämenidischen Tradition, die also nicht durch die auf den ersten Blick viel handlichere griechische Buchstabenschrift ersetzt, sondern weiter gepflegt worden war und schon damit eine gewisse Kontinuität des Schreiberwesens anzeigt. Das leuchtet nicht unmittelbar ein. Die aramäischen Schriften bezeichnen ja üblicherweise nur die Konsonanten regelmäßig (neuerdings wird dieses Prinzip *abjad*-System genannt) und allein in sehr beschränktem Maße die Vokale, mußten also im Vergleich mit dem lautschriftlichen Alphabet der Griechen eigentlich als durchaus unvollkommen erscheinen. Gewiß wäre man mit dem griechischen Alphabet, obwohl es die Möglichkeit konsequenter Vokalschreibung geboten hätte, nicht in der Lage gewesen, bestimmte, für semitische Sprachen typischen Laute wie beispielsweise die Emphatica angemessen wiederzugeben. Trotzdem liegt die Vermutung nahe, daß sich die aramäische Schrifttradition nicht zuletzt deshalb so hartnäckig gehalten hat, weil sie an eine bestimmte, gut funktionierende Schreiberkultur gebunden war. Bereits die fortdauernde Verwendung typisch reichsaramäischer Orthographien selbst in den progressiveren Dialekten wie dem Ostmesopotamischen läßt daran keinen Zweifel (siehe die Bemerkungen weiter unten). Auch historische Schreibungen sind schließlich immer Erscheinungsformen eines geschichtlichen Bewußtseins — man denke nur an die Diskussion über die sogenannte neue deutsche „Rechtschreibung“. Ein dezidiert aramaistischer Zugang kann also mit einiger Berechtigung versuchen, diesen von vielen Historikern vermißten Hintergrund und seine örtlich verschiedenen Ausprägungen in groben Umrissen sichtbar zu machen. Erst nach gründlicher Berücksichtigung noch der unscheinbarsten sprachlichen Fakten wird sich klarer zeigen, ob die „Hellenisierung“ tatsächlich alle Uhren umgestellt, alle Erinnerungen ausgelöscht hat. Was also sagen die Texte?

Schon das Beispiel der Nabatäer läßt freilich erahnen, daß es bei diesen Prozessen nicht einfach um eine Zwiespalt zwischen „aramäischem“ Volkstum und griechisch-hellenistischer Hochkultur geht. Tatsächlich waren die Nabatäer ja ein arabischer Stamm, und zwar der einzige von einiger Bedeutung, der Teil der hellenistischen Staatenwelt wurde.<sup>11)</sup> Folgt man den klassischen Quellen, gebrauchten sie spätestens seit 312 v. Chr. „syrische Buchstaben“, also das Aramäische als Schriftsprache (Diodorus Siculus 19,96,1: ἐπιστολὴν γράψαντες Συρίοις γράμμασι). In diesem frühesten, noch indirekten Zeugnis geht es um einen Brief an Alexanders ehemaligen General Antigonos infolge seines Raubzuges „in das Land der Araber“.<sup>12)</sup> Dem Kontext nach geschah das, noch bevor die Nabatäer endgültig seßhaft geworden waren. Wenige Jahre nach dem Fall des Achämenidenreiches scheint dessen *lingua franca* im Alten Orient folglich unverändert das natürlichste Mittel gewesen zu sein, um mit einem fremden Machthaber zu korrespondieren, wenn man Wert darauf legte, verstanden zu werden.

Einige Zeit später<sup>13)</sup> herrschten die nabatäischen Könige laut dem Bericht Strabos aber schon auf eine sehr ähnliche Weise wie ihre Standesgenossen in anderen hellenistischen

Monarchien und führten gerne den Beinamen *ῥῆμ ᾿mh* /*rāhem ᾿ammeh*/ „sein Volk liebend“<sup>14)</sup> nach dem griechischen *epitheton ornans* φιλόπατρις; hauptsächlich Aretas IV., unter dem die Urbanisierung Petras im griechisch-römischen Stil rasant gediehen war,<sup>15)</sup> scheint es geschätzt zu haben. Auch das Staatswesen entwickelte sich zunehmend und der Weihrauchhandel warf einen großen Reichtum ab. Dennoch durchbrach der griechische und römische Einfluß wohl nicht diese eindrucksvolle Fassade, denn selbst nach der Angliederung an das Reich als *provincia Arabia* im Jahre 106 n. Chr. wirkte das Unabhängigkeitsstreben der Nabatäer fortwährend einer vollkommenen Integration entgegen.

Bezugspunkt dieses alten Stammes blieb also weiterhin die arabische Welt, die Grundkonstanten der Religion mit eingerechnet:<sup>16)</sup> ihr Hauptgott war allezeit Dusares, neben dem auch die vorislamischen Göttinnen Allāt und al-ʿUzza besondere Verehrung genossen. Darin liegt ein wichtiger Gegensatz zur erkennbar mesopotamischen Prägung der Panthea von Palmyra, Edessa und Hatra. (Die Vergöttlichung der nabatäischen Könige und die darauf basierende Verwendung „basileophorer“ Personennamen setzt, bei aller Nähe zur Königsideologie der Diadochendynastien, nicht erst den hellenistischen Herrscherkult voraus, sondern kennt bereits altorientalische Vorbilder; derselben Praxis, Kinder nach dem vergöttlichten König zu benennen, waren nach dem Ausweis altnordarabischer Quellen auch andere Stämme gefolgt.) In der Grabarchitektur vergegenwärtigte demgemäß keine Statue oder Büste den darunterliegenden Toten, wie nach hellenistisch-römischer Gewohnheit in Palmyra, sondern eine pyramidenförmige Stele.<sup>17)</sup>

Andererseits bewegte sich die Schriftkultur noch immer in reichsaramäischer Tradition, und das alte Diplomatenidiom diente auch nach der Seßhaftwerdung anhaltend als Kanzleisprache. Vom zweiten Jahrhundert v. Chr. bis zum vierten Jahrhundert n. Chr. schrieben die Nabatäer nämlich nachweisbar in einem Aramäisch, das sich praktisch überhaupt nicht von der achämenidischen *lingua franca* weiterentwickelt hatte. Dies ist in erster Linie darum bezeichnend, weil ja zeitgleich bezeugte aramäische Dialekte in Palmyra, Edessa oder Hatra — das Gros der nabatäischen Überlieferung stammt aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. — in Absetzung vom Reichsaramäischen bereits eindeutig ihre eigenen Wege gegangen waren.<sup>18)</sup> Wenn gleich also die Schriftsprache und mit ihr die literarischen Formen unter einem starken reichsaramäischen Einfluß standen, gibt es trotzdem gute Gründe gegen die Annahme, daß das Aramäische bei den Nabatäern eine echte Volkssprache gewesen sei. Ausgerechnet Begriffe des täglichen Lebens, vor allem

<sup>15)</sup> Ebd., 61.

<sup>16)</sup> Cf. J.F. Healey, *The Religion of the Nabataeans: A Conspectus* (RGRW 136), Leiden 2001: Brill.

<sup>17)</sup> Vgl. L. Triebel, *Jenseits der Schrift: Nefesch und pyramidales Grabmal als Phänomene antiken jüdischen Bestattungswesens im Kontext der Nachbarkulturen* (AGAJU 56), Leiden 2004: Brill, und wohl jetzt auch D. Kühn, *Totengedenken bei den Nabatäern und im Alten Testament. Eine religionsgeschichtliche und exegetische Studie* (AOAT 311), Münster 2005: Ugarit-Verlag (*nondum vidi*).

<sup>18)</sup> Kommentierte Edition der gut erhaltenen Grabinschriften aus Madāʿin Šāliḥ (dem antiken Hegra) in der Arabischen Wüste besorgt von J.F. Healey, *The Nabataean Tomb Inscriptions of Madāʿin Šāliḥ* (JSS Suppl. 1), Oxford 1993: Oxford University Press; dort auch 55–63 zur sprachlichen Einordnung. Andere Inschriften sind verstreut publiziert. Ferner sind mit dem „Babatha-Archiv“ auch am Toten Meer Verträge in nabatäischer Sprache gefunden worden, da die Familie der Jüdin Babatha ursprünglich aus dem vormaligen Königreich kam.

<sup>11)</sup> Siehe die Synopse bei Hackl / Jenni / Schneider, *Quellen*, 98–106.

<sup>12)</sup> Vgl. G.W. Bowersock, *Roman Arabia*, Cambridge / Mass. 1983: Harvard University Press, 14–15.

<sup>13)</sup> Die Nutayru-Inschrift, die traditionell in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. datiert wird, scheint bereits auf eine Art seßhaftes Königtum der Nabatäer hinzudeuten, siehe Bowersock, *Arabia*, 18 mit Anm. 22.

<sup>14)</sup> Siehe für Münzlegenden unter Aretas IV. die Verweise bei Bowersock, *Arabia*, 45 mit Anm. 1.

aus den Bereichen des Rechts und der Landwirtschaft, sind bezeichnenderweise zum großen Teil arabisch.<sup>19)</sup> Weiterhin beweisen systemische Arabismen auf dem Gebiet der Syntax, besonders der mitunter auftretende Gebrauch des „Wunschperfektes“, eines dem älteren und zeitgenössischen Aramäisch gänzlich unbekanntem Syntagmas,<sup>20)</sup> daß die Nabatäer arabisch sprachen; Elemente der arabischen Umgangssprache haben sich infolgedessen in den Schriftzeugnissen festgesetzt, bis auf einmal das Arabische von unten ganz durchschlug, den Weg in die Monumentaldiktion fand<sup>21)</sup> und mit ihm sich die arabische Schrift aus der nabatäischen entwickelte. Es sind aber namentlich solche systemischen Entlehnungen, die auf einen engen, anhaltenden Sprachkontakt weisen.<sup>22)</sup> Bei einer mehrheitlich aramäischsprachigen Gesellschaft wären solche Verhältnisse kaum denkbar. Eine vergleichbare Beeinflussung des Aramäischen findet sich in diesem Maße weder in Palmyra noch in Ostmesopotamien, obwohl auch dort die Bevölkerung sicher einen beträchtlichen arabischen Anteil hatte.

Im Königreich von Petra nahm das Aramäische also die Funktion einer Kanzleisprache war und wurde neben dem Arabischen gebraucht, das seinerseits für die alltägliche Verständigung diente; das Nabatäisch-Aramäische empfing, wie die anderen verwandten Schriftsprachen des antiken Vorderen Orientes, in erster Linie auf den Gebieten der Verwaltung und der Architektur eine Ergänzung durch einige auch sonst verbreitete griechisch-lateinische Lehnwörter.<sup>23)</sup> Deshalb erscheint es durchaus unklar, ob in Petra überhaupt von einer Renaissance des Aramäischen nach dem Vorbild der Nachbarkulturen in Syrien und Mesopotamien gesprochen werden kann, wo aus einem rein mündlichen Dialekt eine Schriftsprache entstanden ist.

Obendrein fehlt eine durchlaufend zweisprachige griechisch-aramäische Inschriftenüberlieferung in vergleichbaren Dimensionen wie die palmyrenische. Daher läßt sich auch nicht abschätzen, wie weit das Griechische als mögliche „dritte Sprache“ im aktiven Gebrauch bei diesem arabischen Stamm wirklich verbreitet war; linguistische Indizien für ein mögliches Selbstbild als „Hellenen“ bleiben dementsprechend aus. Mithin dürften die Nabatäer wahrscheinlich ohnehin einen Sonderfall darstellen, weil sie eine bestehende Kanzleisprache aufgegriffen und in begrenztem Maße fortgeführt hatten, obwohl ihre Verwendung außerhalb offizieller Zeugnisse nicht gut nachgewiesen werden kann. So ist das Aramäische bei den Nabatäern dann im Laufe der Zeit auch wieder verschwunden: nach der islamischen Eroberung kehrten sie in die arabische Welt zurück und gingen in ihr auf; die Verbindung damit hatten sie wohl niemals wirklich verloren. Der spätere aramäisch-arabische Sprachkontakt ereignete sich unter entschieden anderen Voraussetzungen.

Tieferen, wiewohl noch immer begrenzten Einblick in das Selbstverständnis einer aramäischschreibenden Gesellschaft

unter griechisch-römischem Kultureinfluß geben die mehrsprachigen palmyrenischen Inschriften.<sup>24)</sup> Sie erlauben es nämlich, aramäischen und griechischen Sprachgebrauch unmittelbar zu vergleichen und aus einem solchen Vergleich gewisse Rückschlüsse auf das Verhältnis der zugrundeliegenden kulturellen Prägungen zu ziehen. Da Palmyrener seit der Eroberung ihrer Stadt durch Marcus Antonius im Jahre 41 v. Chr. beständig als Bogenschützen in den Legionen dienten und daher fast überall in der römischen Welt eingesetzt wurden, stammen die Inschriftenfunde aus dem gesamten Reichsgebiet und somit aus ganz unterschiedlichen Sprachsituationen. Dieser Umstand erfordert eine saubere Scheidung zwischen der Sprachsituation in der Mutterstadt, etwa hundert Kilometer nordöstlich von Damaskus gelegen, und in der Fremde. Bislang sind rund dreitausend meist kurze und formelhafte Grab-, Ehren- und Weiheinschriften bekannt, die laut den Datierungen zwischen 44 v. Chr. und 279 / 280 n. Chr. abgefaßt wurden.<sup>25)</sup> Ihre Sprache steht dem Reichsaramäischen weniger nahe als das Nabatäische, sondern trägt bereits bestimmte ostaramäische Merkmale, die freilich in ihrem organischen Zusammenhang mit Älterem auf einen bruchlosen Übergang hindeuten.<sup>26)</sup> Leider umgibt undurchdringliches Dunkel die Siedlungsgeschichte Palmyras in vorhellenistischer Zeit, so daß der historische Hintergrund, der diese Art der sprachlichen Kontinuität begleitet hat, genauso rätselhaft bleibt wie bei den Nabatäern.<sup>27)</sup>

Etwa zweihundert Texten ist eine griechische oder, in wenigen Fällen, eine lateinische „Parallelversion“ beigegeben; sie machen das eigentliche Proprium der epigraphischen Kultur (*epigraphic habit*) in Palmyra aus, denn ein solches Ausmaß an schriftlich dokumentierter Mehrsprachigkeit begegnet sonst nirgendwo im römischen Orient. Man sollte bei der Beschreibung dieses Phänomens tatsächlich auch einen neutralen Begriff wie „Parallelversionen“ benutzen, weil eine genaue Verhältnisbestimmung zwischen den einzelnen Fassungen beweist, daß es sich nicht im eigentlichen Sinne um Übersetzungen handelt. Der polyglotte Charakter der Inschriften aus Palmyra selbst entspricht ihrer öffentlichen Funktion, handelt es sich doch meist um Ehreninschriften, die man, gemäß einer verbreiteten hellenistischen Gewohnheit,<sup>28)</sup> auf Sockeln, Säulen oder steinernen Tafeln angebracht hatte, um an die Leistung örtlicher Notabeln für ihre Stadt zu erinnern. Kaum zufällig

<sup>19)</sup> Siehe die Übersicht bei K. Beyer, *Die aramäischen Texte vom Toten Meer samt der Inschriften aus Palästina, dem Testament Levis aus der Kairoer Genisa, der Fastenrolle und den alten talmudischen Zitaten II*, Göttingen 2004: Vandenhoeck & Ruprecht, 23–24.

<sup>20)</sup> Bereits korrekt erkannt von Th. Nöldeke, „Noten zu den nabatäischen Inschriften“, in: J. Euting, *Nabatäische Inschriften aus Arabien*, Berlin 1885: Reimer, 73–80, hier 78.

<sup>21)</sup> In der Namara-Inschrift aus dem frühen vierten Jahrhundert (328 n. Chr.) erscheint bereits das Arabische, wenn auch noch in nabatäisch-aramäischen Buchstaben; 200 Jahre früher springt die *ʿEn-ʿAvdat*-Inschrift ins Arabische über.

<sup>22)</sup> Vgl. S.G. Thomason, *Language Contact: An Introduction*, Edinburgh 2001: Edinburgh University Press, 70–71.

<sup>23)</sup> Zu Funktionärstiteln vgl. Bowersock, *Arabia*, 57 mit Anm. 48.

<sup>24)</sup> Dazu jetzt ausführlich: H. Gzella, „Die Palmyrener in der griechisch-römischen Welt: Kulturelle Begegnung im Spiegel des Sprachkontaktes“, *KLIO* 87 (2005), 445–458. Die folgenden, stärker zusammenfassenden Ausführungen über die Palmyrener beruhen im wesentlichen auf diesem Beitrag, versuchen jedoch auch, den Blick etwas mehr zu weiten. Einige Hinweise auf relevante Literatur, die seitdem erschienen ist, werden hier ebenfalls nachgetragen.

<sup>25)</sup> Ausgabe: D.R. Hillers / E. Cussini, *Palmyrene Aramaic Texts*, Baltimore / London 1996: Johns Hopkins University Press (zitiert mit dem Siglum PAT).

<sup>26)</sup> K. Beyer, *Die aramäischen Texte vom Toten Meer samt der Inschriften aus Palästina, dem Testament Levis aus der Kairoer Genisa, der Fastenrolle und den alten talmudischen Zitaten I*, Göttingen 1984: Vandenhoeck & Ruprecht, 42–43. Aus dem Reichsaramäischen übernommen wurden vor allem historische Schreibungen von *n/*, das in Kontaktstellung in der Aussprache an den folgenden Konsonanten assimiliert; ferner ist die Gleichsetzung des femininen Plurals mit dem maskulinen in der dritten Person beim „Perfekt“ eine reichsaramäische Innovation.

<sup>27)</sup> Ob das in Keilschrifttexten genannte Tadmor denselben Ort bezeichnet, darf nicht als bewiesen gelten.

<sup>28)</sup> Millar, *Roman Near East*, 322.

befand sich die Mehrzahl der Bilinguen an der großen Kolonnadenstraße: der wirtschaftliche Aufschwung durch den Fernhandel, infolge einer einmalig günstigen Lage zwischen Mesopotamien und dem Mittelmeer, hatte sich eine angemessene Repräsentationskultur geschaffen. Die umgebende Architektur ist eindeutig in griechischem Stil mit einigen iranisch-parthischen Wesenszügen gehalten, wenn auch die monumentale Tempelarchitektur Griechisches mit Mesopotamischem verbindet.<sup>29)</sup> In ähnlicher Weise laufen in der Ikonographie verschiedene Stile zusammen, denn die dargestellten Figuren tragen ja Kleidung nach griechischer Mode, ihre Attribute wurden aber teilweise lokalen Gegebenheiten angepaßt.<sup>30)</sup>

Mit dieser äußeren Einbettung stimmt die sprachliche Gestalt der griechischen Fassungen überein — sie bieten nämlich eine korrekte, ja sogar elegante epigraphische Prosa, die sich von den anderen, oft mit Fehlern durchsetzten Zeugnissen griechischer Sprache aus Syrien deutlich abhebt. Augenscheinlich gab es in Palmyra eine gute (aus dieser Perspektive: „neusprachliche“!) Schule, an der man gediegenes Griechisch lernen konnte. Dennoch bleibt das Aramäische allgegenwärtig, wie schon die vielen einsprachigen Inschriften beweisen, die oft für dieselben Auftraggeber oder ihre Standesgenossen gemeißelt wurden. Dagegen konnte das Lateinische in Palmyra nie heimisch werden: die wenigen verfügbaren Texte sind stets unzweifelhaft aus dem Griechischen übersetzt, und auch die Entlehnung lateinischer Wörter hat regelmäßig den Weg über die Koine genommen.<sup>31)</sup> Der römischen Kulturwelt fühlte man sich also weniger nahe verbunden.

Somit darf das Ambiente dieser Inschriften in seiner Gänze als deutlich hellenistisch gelten. Der Wortschatz, viel stärker mit griechischen und lateinischen Lehnwörtern<sup>32)</sup> durchsetzt als in den Schwestersprachen von Petra und Ostmesopotamien, scheint auf den ersten Blick das Vorurteil zu bestätigen, daß auch das sprachlich „ärmere“ Aramäische stets vom Griechischen empfangen habe und ihm angeglichen worden, mithin uneingeschränkt dem überformenden Einfluß der Koine ausgesetzt gewesen sei. Einer genaueren Untersuchung hält diese leider sehr verbreitete Meinung allerdings nicht stand, denn die aramäischen Texte haben im Gegenteil einen fühlbar eigenen Charakter. Schon die literarische Form macht auf wesentliche Unterschiede aufmerksam.<sup>33)</sup> Die griechische Fassung folgt nämlich konsequent einem der für diese Tradition typischen Formulare und stellt an den Beginn des Textes den Namen der geehrten Person im Akkusativ (τὸν δεῖνα) oder nennt die Stifter im Nominativ (ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος

τὸν δεῖνα). Dagegen gebraucht die Mehrzahl der aramäischen Versionen ein eigenes Formular ohne griechisches Gegenstück, nämlich den altüberlieferten Ausdruck *šlm' dnh dy PN /šalmā dnā d(a)-PN/*<sup>34)</sup> „Diese Statue ist die des N.N.“ (PAT 0262; 0294; 0296; Plural: 0543; 1941 [fehlerhaft geschrieben, ohne Aleph]) oder die kürzere Fassung *šlm PN /šalēm-PN/* „Statue des N.N.“ (PAT 0272; 0274; 0278; 0281; 0291; 0292; 0309). Bereits am Anfang der aramäischen Textüberlieferung im syro-palästinischen Raum des neunten Jahrhunderts v.Chr. wurde dieses Formular verwendet und erfreute sich bis tief in die römische Zeit hinein größter Beliebtheit.

Ausnahmen davon begegnen selten und im allgemeinen nur dann, wenn die eigene Tradition überhaupt keine Entsprechung für eine offizielle griechische Formulierung besaß, die man benötigte. Dann wurde in der Tat ein griechischer Ausdruck in aramäischem Gewand nachgeprägt, wie es dreimal der Fall ist bei der juristisch wichtigen Eröffnung *προστάγματι βουλῆς καὶ δήμου* „Auf Geheiß von Ratsversammlung und Volk“, aramäisch: *mn twḥyt bwl' wdmws /men tawḥīt būlē w-dēmos/* (PAT 0305; 1063) oder *btwḥyt bwl' wdmws /b-tawḥīt būlē w-dēmos/* (PAT 1378).<sup>35)</sup> Nicht öfter als viermal wurde die eigentlich griechische Einleitung *ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος* im Palmyrenisch-Aramäischen in Transkription genau reproduziert (*bwl' wdmws*; unabhängig von der noch immer offenen Frage, ob damit tatsächlich auch die entsprechenden griechischen Institutionen gemeint sind), das andere Muster, also τὸν δεῖνα am Anfang, haben nur fünf Texte, davon vier für dieselbe Person (PAT 0285; 0286; 0287; 0289; Ausnahme: PAT 1357). Möglicherweise hat daher die Vorliebe eines echten *connaisseurs* für griechische Ausdrucksweise diese Abweichung bewirkt. Ferner bevorzugte man für das Aramäische allgemein einen vollständigen Nominal- oder Verbalsatz statt der griechischen Ellipse. Ebenso greifen auch die einsprachig-aramäisch überlieferten Gedächtnis- und Grabinschriften bereits jahrhundertlang bestehende aramäische Formen auf, deren typischste Vertreter mit *bryk /brīk/* „Gesegnet sei“<sup>36)</sup> oder *dkyr /dkīr/* „Gedacht werde“<sup>37)</sup> beginnen. Um diese Beobachtungen in wenigen Worten zusammenzufassen: Die epigraphischen Gepflogenheiten des griechischen Inschriftenstils hatten nicht die Kraft, um ein rund tausendjähriges literarisches Erbe zu ersetzen — eine weitere Tatsache, die sich mit dem Glauben an eine Geschichtsvergessenheit in diesem Raum nur schwerlich vereinbaren läßt.

<sup>29)</sup> Eine ausführliche Übersicht bietet jetzt Sommer, *Steppengrenze*, 140–148.

<sup>30)</sup> A. Sadurska / A. Bounni, *Les Sculptures funéraires de Palmyre*, Roma 1994: Bretschneider, 186 mit Abbildungen 33, 35, 80 und 81; vgl. M. Gawlikowski, „The City of the Dead“, in: E. Cussini (Hrsg.), *A Journey to Palmyra. Collected Essays to Remember Delbert R. Hillers* (CHANE 22), Leiden 2005: Brill, 44–73, hier 56 (bildliche Szenen in Grabbauten seien teils durch importierte Sarkophage beeinflusst). Zur doppelten Prägung der Grabikonographie siehe jetzt auch Sommer, *Steppengrenze*, 193–202.

<sup>31)</sup> Das beweisen griechischer Satzbau (PAT 0591; vgl. 2801) oder die Transkription griechischer Begriffe einschließlich ihrer Kasusendungen, wie *bule* oder *philopatrin*.

<sup>32)</sup> Jetzt zusammengestellt von: S.P. Brock, „Greek and Latin Words in Palmyrene Inscriptions: A Comparison with Syriac“, in: E. Cussini (Hrsg.), *A Journey to Palmyra. Collected Essays to Remember Delbert R. Hillers* (CHANE 22), Leiden 2005: Brill, 11–25.

<sup>33)</sup> Siehe Gzella, „Palmyrener“, 447–449.

<sup>34)</sup> Die Transkription hier und anderswo basiert auf Personennamen in griechischer Umschrift und vor allem auf der sprachvergleichend ermittelten Chronologie der aramäischen Lautgesetze bei Beyer, *Aramäische Texte I*, 77–153 (mit den Nachträgen in Band II). Etwas ältere Lautungen wie */šalēm/* (der Zentralvokal /ə/, der eine alte Doppelkonsonanz aufsprengt, wird dann zum tontragenden Vollvokal und verdrängt den infolgedessen in offener Silbe stehenden, drucklosen Kurzvokal) und */malakē/* (klassisch-syrisch */malkē/*) sollen mehr oder weniger *ad usum Delphini* den Übergangskarakter der betreffenden Sprachstufen verdeutlichen.

<sup>35)</sup> Allerdings stehen die griechische und die aramäische Fassung dieses Ausdrucks nur in einem einzigen Text eindeutig nebeneinander (PAT 1378; in PAT 1063 ist der Anfang abgebrochen und PAT 0305 hat eine andere griechische Formulierung). Daher hat sich die Lehnübersetzung (Calque) auch im Aramäischen verselbständigt und ist offenbar fester Teil seines Repertoires geworden.

<sup>36)</sup> Viel Vergleichsmaterial aus reichsaramäischer Zeit in: B. Porten / A. Yardeni, *A Textbook of Aramaic Documents from Ancient Egypt IV*, Jerusalem 1999: The Hebrew University, unter Sektionen D20–22.

<sup>37)</sup> Dazu siehe J.F. Healey, „May He be Remembered for Good: an Aramaic Formula“, in: K. Cathcart / M. Maher (Hrsgg.), *Targumic and Cognate Studies. Essays in Honour of Martin McNamara* (JSOTS 230), Sheffield 1996: Sheffield University Press, 177–186.

Noch schwerer wiegt das Faktum, daß ein solches Erbe seinerseits sogar das übernommene Formular der griechischen „Prestigesprache“ verändern konnte. Den sichersten Beweis dafür liefert der Zusatz *lhyy PN* /*la-ḥayyay PN*/ „für das Leben des N.N.“ (bei den Nabatäern und in Ostmesopotamien regelmäßig in der Variante *ʿlhyy PN* /*ʿal ḥayyay PN*/). Er besitzt einen festen Ort in Weiheinschriften durch die gesamte Geschichte der aramäischen Epigraphik seit ihrem Beginn — die berühmte Gozan-Inschrift aus dem neunten Jahrhundert bietet den ersten Beleg: KAI 309,7 —, stammt aber ursprünglich aus Mesopotamien. Wo dergleichen im Griechischen als ὑπὲρ σωτηρίας (PAT 0247) und als ὑπὲρ ὑγιείας (PAT 0344) oder im Lateinischen als *pro salute* auftritt, handelt es sich um eine Lehnübersetzung aus der semitischen Idiomatik.<sup>38</sup>) Doch der strukturelle Austausch verlief beidseitig: von den Griechen hat das palmyrenisch-aramäische Formular anscheinend das Anhängsel εἰς τιμὴν oder τιμῆς χάριν als *lyqrh* /*la-yqrh*/ „zu seiner Ehre“ übernommen; die aramaisierte Hülle fällt gleichwohl auf, da τιμή doch nach Ausweis des Syrischen und jüdisch-aramäischer Varietäten schon recht früh ein Lehnwort im Aramäischen war, man aber trotzdem einer semitischen Lehnübersetzung augenscheinlich den Vorzug gab. Unter den hier behandelten Corpora ist diese Formulierung allerdings auf das Palmyrenische beschränkt; es läßt sich in den älteren Inschriften nicht belegen und taucht erst viel später in den aramäischen Synagogenschriften von Beth Gubrin und el-Hammeh in Palästina wieder auf. Die Ergänzung des aramäischen Formulars nach griechischem Vorbild hatte offenbar eine viel geringere Reichweite als der Semitismus im griechischen Pendant.

Folglich wollte man in Palmyra mit der hellenistischen Gewohnheit, zu jemandes Ehre Standbilder im griechischen Stil öffentlich aufzurichten, durchaus nicht einfach das dafür verwendete Formular einführen, sondern anknüpfen an die in Syrien jahrhundertalte Tradition aramäischer Königs- und Weiheinschriften. Das verdient hervorgehoben zu werden, denn nichts hätte näher gelegen, um nicht allein die Idee an sich, sondern auch die mit ihr verbundene sprachliche Verwirklichung unmittelbar zu übernehmen. Nur ausschnittsweise wurde statt dessen die ererbte Gestalt dieser Textgattung um neue Elemente angereichert, hat aber im Gegenzug sogar auf das griechische Urbild selber abgestrahlt. Genau das kann eine gründliche Analyse der nur auf den ersten Blick langweiligen Formulare herausstellen. Sie ist damit in der Lage, einen übergreifenden Prozeß zu beleuchten: das Griechische begegnete in Palmyra — und anderswo! — dem Aramäischen als einer Kultursprache von vergleichbarem Rang und Ansehen; sein Prestige weckte auch bei den Eliten, die sich in kostbarem Schmuck und edler lokaler Gewandung abbilden ließen, Stolz auf die einheimische Vergangenheit.

Keinesfalls kann man deshalb das Aramäische als „Unterschichtensprache“ (*low variety*) in einem simplen Diglossie-Modell einer griechischen „Oberschichtensprache“ (*high variety*) gegenüberstellen. Denn eine einsprachig-aramäische Inschrift wirkte, nach Ausweis des Inhalts und der erläuternden Ikonographie, offenbar nicht minder vornehm als eine

Bilingue. Zur Schriftsprache geworden, führte das Palmyrenisch-Aramäische also alte literarische Traditionen fort und bewahrte schon allein dadurch eine selbstbewußte Erinnerung an den nicht-griechischen Hintergrund von Syrien-Palästina in der hellenistischen und römischen Zeit; die Rückbesinnung auf die tatsächliche oder idealisierte Herkunft war salonfähig geworden, ganz losgelöst von der Frage, ob nun letzten Endes, wie man behaupten könnte, vielleicht ursprünglich gar nicht aramäischsprachige Araberstämme dadurch eine Verbindung mit dem alten Aramäertum nur usurpiert hatten.<sup>39</sup>) Gleichwohl führte dieser Kontakt Schritt für Schritt auch Veränderungen der überkommenen Formen herauf, so daß neue Varianten desselben Musters entstanden, die sich nicht durch Erbe oder Kontakt mit den griechischen Gegenstücken erklären lassen, beispielsweise infolge subtiler Veränderungen in der Reihenfolge der Konstituenten eines Formulars.<sup>40</sup>) Diese Entwicklung beweist schließlich, daß aramäische Inschriften in Palmyra selber nicht als erstarrter Zierat dienten, sondern lebendigem Gebrauch und stetiger Pflege unterlagen.

Ein Blick durch die Formgeschichte hindurch auf das Vokabular kann dem zuletzt gewonnenen Eindruck größere Schärfe verleihen.<sup>41</sup>) Zunächst sticht die Fülle der römischen Amtstitel ins Auge. Sie erscheinen sämtlich in Transkription ihrer griechischen Pendants und konnten damit auch im Aramäischen genau unterschieden werden: *ʾstrtg* *στρατηγός* (*duumvir*), *ʾptrp* *ἐπίτροπος* (*procurator*), *hygmwn* *ἡγεμών* (*praeses provinciae*), *hrtq* *ὑπατικός* (*consularis*), *hpq* *ἵπτικός* (*eques*), *snqlyq* *συγκλητικός* (*senator*, terminologisch abgegrenzt vom örtlichen *bylwʿ* *βουλευτής*). Die offiziellen Titel blieben auf diese Weise erkennbar und erlaubten eine präzise Wiedergabe der römischen Hierarchie auch in aramäischen Texten, ganz gleich, inwieweit diese auf die eigene Sprache projizierte Nomenklatur tatsächlich über einen ihr korrespondierenden institutionellen Rahmen verfügte.<sup>42</sup>) Dagegen dienten für die lokalen Amtsbezeichnungen meistens genuin aramäische Begriffe, vor allem die unterschied-

<sup>39</sup>) Die Hypothese, daß Palmyra durch eine urplötzliche Selbsthaftwerdung nomadischer Stämme entstanden sei, hat allerdings ihre Probleme, siehe Gzella, „Palmyrener“, 457.

<sup>40</sup>) Vgl. die eingehende Analyse von A. Gianto, „Variation in the Palmyrene Honorific Inscriptions“, in: E. Cussini (Hrsg.), *A Journey to Palmyra. Collected Essays to Remember Delbert R. Hillers* (CHANE 22), Leiden 2005: Brill, 74–88.

<sup>41</sup>) Cf. Gzella, „Palmyrener“, 450–455.

<sup>42</sup>) Grundsätzlich skeptisch gegenüber einem *polis*-artigen Gesellschaftsgefüge, wie man es aus dem Bestehen dieser Ämternamen erheben könnte, äußert sich nun etwa Sommer, *Steppengrenze*, 171–174. Sein wichtigstes Gegenargument greift aber nicht: Er bemerkt, daß der Vorsteher eines Kultmahles (*mrzh*) im Griechischen *συμποσιαρχος* genannt werde, obwohl damit keine religiösen Konnotationen verbunden seien; die angestrebte, aber nicht erreichte Präzision verrate die „Inkompatibilität beider Systeme“ (173–174). Dieser Umkehrschluß ist logisch falsch: wenn man eine einheimische religiöse Institution, die in der griechischen Kultur kein Gegenstück hat, mit einem gängigen griechischen Wort aus einem ähnlichen Kontext, aber mit einer anderen Bedeutung bezeichnet, heißt das nicht, daß dann der Gebrauch eines Fremdwortes für ein bestimmtes Amt aus einer anderen Kultur in der eigenen Sprache *a priori* auch etwas ganz anderes bedeuten müsse. Eher beweist dieser Befund, daß die Palmyrener ein so gutes Griechisch wie nur möglich schreiben und auf Neologismen weitestgehend verzichten wollten (bei *συνοδία* für „Karawane“, wörtlich „Weggemeinschaft“, ging es halt nicht anders, weil dafür nicht einmal ein oberflächliches Pendant existierte; siehe dazu auch die Bemerkungen über die „Karawanenkauflaute“ in PAT 0279 weiter unten). Daher war *συμποσιαρχος* wohl einfach der beste Kompromiß; eine Wiedergabe ähnlich *θιασος* für hebräisch *byt mrzh* wie in der Septuaginta zur Jer 16,5 hätte wohl falsche Assoziationen geweckt.

<sup>38</sup>) K. Deller, „Zum *ana balāt*-Formular einiger assyrischer Votivinschriften“, *Oriens Antiquus* 22 (1983), 13–24; K. Dijkstra, *Life and Loyalty. A Study in the Socio-Religious Culture of Syria and Mesopotamia in the Graeco-Roman Period Based on Epigraphical Evidence*, Leiden 1995: Brill, 245–286.

lichen Zusammensetzungen mit *rb* /rab/ „Haupt, Vorsteher“, die gemeinaramäische Sprachgut darstellen, mithin auch bei den Nabatäern, in Hatra und anderswo gebraucht wurden. Als Beispiele könnten angeführt werden: *rb šwq* /rab šūqā/ „Marktvorsteher“ (ἀγορανόμος, *aedilis*), *rb šyrt* /rab širtā/ „Karawanenführer“, *rb ʿyn* /rab ʿaynā/ „Brunnenhüter“. Zumindest für einige dieser Titel läßt sich beweisen, daß sie schon in reichsaramäischer Zeit feste Begriffe waren, beispielsweise *rb hyl* /rab haylā/ „Heerführer, Kommandant“.43) Zwei verschiedene terminologische Systeme griffen daher ineinander.

Außerhalb eines solchen festen Begriffssystems vollzog sich jedoch der Umgang mit den schmückenden Beiwörtern. Zu ihrer Übersetzung wurden nämlich mit viel größerer Freiheit Paraphrasen und aramäische Nachbildungen bemüht, wohl weil man hier nicht dieselbe Präzision in der Wiedergabe für nötig hielt.44) Nur *qršṯws* κράτιστος „der Stärkste“ begegnet regelmäßig in Transkription, zumal eine wörtliche Übertragung Schwierigkeiten bereitet hätte, denn das Aramäische kennt keine eigene Formkategorie für den Superlativ oder Elativ (statt dessen muß der Positiv gebraucht werden, notfalls in einer umschreibenden Konstruktion). Andere Epitheta, selbst die am meisten standardisierten, wurden auf Basis des aramäischen Lexikons nachgeformt: *rhym mhwz* /rhīm māhōzeh/ „seine Stadt liebend“ oder *rhym mdythwn* /rhīm mdīthōn/ „ihre Städte liebend“ für φιλόπατρις;45) *nhyr* /nhīrā/ „strahlend“ für λαμπρότατος (*clarissimus*)46) und einmal auch für φιλότιμος (PAT 0260,5[3]). Im selben Sinne diente für εὐσεβής „die Götter in frommer Scheu verehrend“ meist die auch über Palmyra hinaus verbreitete und daher offenbar im zeitgenössischen Aramäisch beinahe normierte Entsprechung *dhl ʿlhy* /dāhel ʿalāhaya/ „die Götter fürchtend“, doch wiederum einmal das viel weniger offensichtliche Pendant *zđq /zādeq/* „gerecht“ (PAT 0293,1). Der Wohlklang des Griechischen war also nicht ausschlaggebend für die Wortwahl, denn sonst stünden den traditionellen Epitheta der hellenistischen Herrschertypologie nicht eigene, beinahe invariable Doppelgänger zur Seite.

Tatsächlich erlaubte es eine solche kreative Nachbildung aber auch, mit Anspielungen Bezüge zur überlieferten einheimischen Titulatur herzustellen. Bei manchen dieser Begriffe ist es nämlich noch unmittelbar deutlich, daß sie in einem semitischen Kontext selber geschichtsträchtig waren und dadurch möglicherweise bestimmte Erinnerungen hervorriefen: in PAT 0291,1 steht *mṛn* /māran/ „unser Herr“ (mit dem besitzanzeigenden Suffix) neben griechisch δεσπότης (ohne Possessivelement). Nun dient aber /māran/ in genau dieser suffigierten Form „unser Herr“ spätestens seit dem Reichsaramäischen als ganz übliche Anrede für Höhergestellte.47) Auch dem soeben erwähnten *zđq /zādeq/* „gerecht“ für εὐσεβής in einer Inschrift zu Ehren der Königin Zenobia (PAT 0293,1) dürfte eine derartige Allusion

zugrundeliegen. Denn diese Prädikation stellt einen festen Topos in der gemein-westsemitischen Königstypologie dar, die bereits in den ältesten aramäischen und phönizischen Inschriften regelmäßig vorkommt.48) In Hatra scheint es mit der Renaissance des Aramäischen ebenfalls wiederbelebt worden zu sein, zumal dieses Attribut dort als fester Ehrenname des Königs Sanatrūq II. diente (siehe unten) — wenn man denn die kargen Texte nicht überinterpretiert: weder Jakob II. der Gerechte (ca. 1264–1327, König von Aragón) noch Friedrich August III. der Gerechte (1750–1827, Kurfürst und König von Sachsen) haben sich bislang als große Kenner der westsemitischen Epigraphik hervorgetan!

Trotzdem bleibt die Frage bestehen, warum nun eigentlich dieser Terminus für εὐσεβής gebraucht wurde, obwohl doch ein semantisch näherliegendes Gegenstück nicht nur bereits bestand, sondern sogar als Standard-Wiedergabe des griechischen Adjektivs diente. Haben die Menschen aus Zenobias Entourage vielleicht versucht, ihr mittels eines Rückgriffs auf die altherwürdige Tradition semitischer Königsepitheta eine besondere Ehre zu erweisen? Denkbar ist jedenfalls, daß diese selbstbewußte und ehrgeizige Dame, die in ihrem Unabhängigkeitsstreben selbst die Kaiserwürde für sich beanspruchte und ihren Einfluß über den gesamten Mittleren Osten ausbreiten wollte,49) an solchen Anspielungen durchaus Gefallen hatte. (Dies wäre immerhin ganz im Sinne des Bildes, das allenthalben auch das Nachleben der Königin bestimmt; ein charakteristisches Beispiel liefert ihr stolzer Ausspruch in Rossinis Oper *Aureliano in Palmira: Ma pace non vogl'io che oscuri la mia gloria e l'onore mio.*) Für ihren verstorbenen Mann Odainath gebrauchte Zenobia selbst in einer Inschrift aus demselben Jahr (271 n. Chr.) einmal den ursprünglich achämenidisch-persischen Titel *mlk mlk* /malāk malakē/ „König der Könige“ (PAT 0292,1), das heißt nicht allein die semitische Tradition galt als prestigeträchtig. Die Römer jedenfalls, denen solche Ambitionen sicher unangenehm auffielen, konnten zumindest diese einsprachige Inschrift nicht lesen.50)

Freilich verfügte das Palmyrenische selber ebenfalls über Begriffe ohne ein vollkommen genaues griechisches Gegenstück. Deshalb erlaubte es für bestimmte Bereiche auch in der aramäischen Fassung eine größere Präzision, war der Koine also nicht von vornherein und überall an Deutlichkeit unterlegen. Während nämlich zum Beispiel in einer palmyrenischen Inschrift speziell von *tgr ʿbny šyrt* /taggārē bnē širtā/ „Karawanenkaufleute“ die Rede ist (PAT 0279), sagt die griechische Parallelversion allein ἐμποροὶ „Kaufleute“. Zugleich ist das eine sehr idiomatische Entsprechung, denn der Karawanenhandel nimmt ja im griechischen Vokabular keinen besonderen Platz ein, und ein möglicher Zusatz von συνοδία, dem palmyrenischen Pendant für „Karawane“, mag von einem reinen Stilgefühl als gekünstelt empfunden worden sein. Tatsächlich gehen aber Angaben von Interesse

43) Siehe A. Cowley, *Aramaic Papyri of the Fifth Century B.C.*, Oxford 1923: Clarendon Press, Nr. 1,3; 16,7; 20,5; 25,2,4; 30,7; 38,3; 54,14.

44) Auch das spricht gegen Sommers Einwand (siehe vorletzte Anmerkung).

45) Ähnlich im Nabatäischen, vgl. oben und Healey, *Tomb Inscriptions*, 22.

46) Hier also in der Tat ein grammatischer Positiv im Aramäischen für einen grammatischen Superlativ im Griechischen und Lateinischen!

47) Siehe Cowley, *Aramaic Papyri* Nr. 30,1.

48) Aramäisch: KAI 215,10f.19; 216,4ff; 219,4; 226. Phönizisch: KAI 4,6; 10,9; 26A i.12. Überhaupt zeigt ein Vergleich der ältesten aramäischen und phönizischen Weihe- sowie Königsinschriften, daß ihre Formulare verschiedene Ausläufer einer wohl ursprünglich gemeinsamen westsemitischen Tradition darstellen.

49) Die politischen Implikationen dieser Geste werden in der jüngsten Forschung allerdings kontrovers diskutiert, siehe den Überblick bei Sommer, *Stoppengrenze*, 159–170.

50) Dennoch war der Gebrauch des Titels „König der Könige“ im Umfeld Zenobias nicht auf diese Inschrift beschränkt, vgl. Sommer, *Stoppengrenze*, 162.

und Bedeutung für ein örtliches Publikum in den aramäischen Fassungen allgemein in die Einzelheiten, dergestalt, daß dort beispielsweise noch die Zugehörigkeit zu einem Clan (PAT 0269; 1154; 1376) oder eine merkbar umfangreichere Genealogie (PAT 0247) genannt wird.

Umgekehrt stellte man sich in den fremdsprachigen Ausführungen gerne mit seinem römischen Namen vor, bestehend aus *praenomen*, *nomen gentile* und *cognomen* (PAT 0247; 1417). Auch echt semitische Namen wurden dabei gern durch ähnlich klingende griechisch-römische ersetzt, also Zenobios statt Zabdila (PAT 0278), Zenobia statt Bat-Zabbay, Herodes statt Hayran (PAT 0286; hier alle in vereinfachter Transkription wiedergegeben) und dergleichen. Dieser Brauch, zusammen mit der entsprechenden Einleitung  $\delta\ \kappa\alpha\iota$  „auch [genannt]“, wird, am Rande gesagt, durch die bekannte Stelle  $\Sigma\alpha\tilde{\upsilon}\lambda\omicron\varsigma\ \delta\acute{\epsilon},\ \delta\ \kappa\alpha\iota\ \Pi\alpha\tilde{\upsilon}\lambda\omicron\varsigma$  (Apg 13,9) als durchaus verbreitet bestätigt. Aus alledem ergibt sich, daß die aramäischen Texte in Palmyra auch tatsächlich gelesen wurden und nicht allein als Dekor dienten; beide Fassungen sprachen, was den Informationsgehalt angeht, im Prinzip unterschiedliche Leserkreise an und versorgten sie mit den Angaben, die für sie jeweils von größtem Belang waren.

Hauptsächlich in diesem Punkt dürften sich die Texte aus der Mutterstadt letzten Endes am markantesten von denjenigen palmyrenischen Bilinguen unterscheiden, die man im übrigen Reichsgebiet gefunden hat. Denn in der Fremde nimmt der Informationsgehalt des aramäischen Teils merklich ab, und der Gebrauch der eigenen Sprache auf Grabinschriften ist offenbar in erster Linie ein Zeichen der nationalen Identität.<sup>51)</sup> Überhaupt läßt sich fragen, ob in solchen Fällen eigentlich noch die Rede von einem aktiven Sprachgebrauch sein könne und nicht eher von Floskeln als Erkennungszeichen, vergleichbar dem  $\text{שלום}$  auf spätantiken jüdischen Grabinschriften in der Mittelmeerwelt. Der Schwerpunkt der Aussage verlagerte sich damit in die — im Falle von römischen Legionären oder Einwanderern in Rom sicher primäre — lateinische Fassung (siehe PAT 0248). Trotzdem bekunden die kurzen aramäischen Einsprengsel sicher einen bewußten Widerstand von Menschen mit einem palmyrenischen Hintergrund gegenüber restloser Assimilation. Der Nationalstolz, der wohl auch etwas mit der reichen aramäischen Vergangenheit im allgemeinen Bewußtsein zu tun haben dürfte, war bei Palmyrenern und Griechen stärker als die sprachlich vereinheitlichende Sogwirkung des Imperiums, selbst in der wirkungsvollsten Schule der Romanisierung, der Armee.

Noch mehr aufschlußreiche Kleinfunde liefert eine vergleichende Studie des alltäglichen Wortschatzes. Griechische und gräzisierte lateinische Lehnwörter betreffen, sieht man einmal von den paar geläufigen architektonischen Fachtermini ab, fast ausschließlich den Bereich der Verwaltung und des Militärs. Sie bezeichnen also insgesamt Kategorien, die erst unter dem Einfluß hellenistischer Kultur und römischer Politik Teil des täglichen Lebens in Palmyra wurden. Für den Handel allerdings, das Rückgrat der palmyrenischen Wirtschaft, ist das Vokabular meist durchweg aramäisch, zunehmend auch arabisch.<sup>52)</sup> Viele dieser Begriffe waren bereits Teil der achämenidischen Kanzleisprache, beispielsweise *gr* „mieten“, *gby* „Schulden eintreiben“, *hwb* „schulden“, *t'n* „beladen“, *mks* „Steuer“, *mnpq* „Export“ und *npqh* „Kosten“ (beide von der Verbalwurzel *npq* „ausgehen“ abgeleitet), *hty* „Buße, Strafe“

sowie *šlyt* „verfügungsberechtigt“ (wörtlich: „mächtig“). Dies alles sind echte *termini technici* einer aramäischen Rechts- und Handelstradition, die sich zur Zeit des Perserreiches über ganz Syrien und Palästina verbreitet hatte. Vertragstexte aus Samarien oder vom Toten Meer, die oft ebenfalls in exakt derselben Tradition stehen, legen vom Fortleben dieser prägenden Kraft in Palästina noch immer ein beredtes Zeugnis ab.<sup>53)</sup> Lexikalische Neuerungen im Bereich der Wirtschaft beschränken sich dagegen auf einige römische Maßangaben.

Die wenigen Einzelheiten, die über die Religion Tadmors bekannt sind, zeigen, daß diese doppelte Identität zwischen Griechischem und Aramäischem keineswegs alle Erscheinungsformen der palmyrenischen Kultur erfaßt. Grundlage des religiösen Vollzuges bildet nämlich ein Pantheon, das selber schon höchst heterogen ist<sup>54)</sup> und sich zusammensetzt aus verschiedenen mesopotamischen, kanaanäischen, syrischen und arabischen Gottheiten, ohne daß irgendetwas Genaueres über seine Geschichte bekannt wäre. In den Namen und in der Ikonographie gewinnt diese Struktur nochmals eine ganze Dimension hinzu, weil die einheimischen Götter, woher auch immer sie ursprünglich kommen mögen, mit griechischen Numina gleichgestellt oder wenigstens assoziiert wurden. Dabei scheint es wiederum einen vorherrschenden, wenn gleich nicht rigiden Standard zu geben: Allät entspricht im allgemeinen der Athene, Šamaš dem Helios, Bēl dem Saturn. Scheinbare Inkonsistenzen weisen allerdings auf eine gewisse Offenheit bei diesen Äquivalenzen hin. Die üblichen Beinamen und Epitheta folgen ohnehin der jeweiligen semitischen oder griechischen Tradition, was sich am Beispiel des „Himmelsherrn“ Ba'al-šamīn<sup>55)</sup> schön beobachten läßt — in der aramäischen Fassung eines Textes (PAT 0258) wird er mit dem uralten semitischen Titel *mr' 'lm' /māre' almā'* „Herr der Ewigkeit“ apostrophiert, der weit über Palmyra hinaus vertraut war, im Griechischen aber erscheint er als  $\text{Ζεὺς μέγιστος κεραυνίος}$ , also ganz klassisch als „Zeus, der GröÙte, der Blitzeschleuderer“.<sup>56)</sup>

Was von den Vollzügen und Einbettungen des religiösen Lebens bekannt ist, weckt freilich vorsichtige Zweifel daran, daß hier zwei theologische Systeme komplett ineinandergeflossen sind. Denn die Tempelarchitektur trägt zwar gewisse hellenistische Merkmale, die kultische Terminologie dagegen ist rein semitisch, und zwar vorwiegend aramäisch mit einem merklichen mesopotamischen Einschlag. Teils waren die betreffenden akkadischen Begriffe aber schon vorher jahrhundertlang Teil des Reichsaramäischen, beispielsweise *mqlwt'*

<sup>53)</sup> Zu auffälligen lexikalischen Gemeinsamkeiten zwischen dem Palmyrenischen und den Texten vom Toten Meer im Bereich der juristischen Terminologie siehe jetzt B.A. Levine, „Lexicographical and Grammatical Notes on the Palmyrene Aramaic Texts“, in: E. Cussini (Hrsg.), *A Journey to Palmyra. Collected Essays to Remember Delbert R. Hillers* (CHANE 22), Leiden 2005: Brill, 103–117, hier 111–117. Obwohl Levine nicht näher auf diesen Punkt eingeht, zeichnet sich insgesamt doch deutlich die achämenidische Rechtssprache als gemeinsamer Hintergrund ab, selbst wenn für einzelne Lexeme und Wendungen keine Belege aus den reichsaramäischen Elephantine-Dokumenten überliefert sind. Über deren Formensprache informiert übrigens erschöpfend Y. Muffs, *Studies in the Aramaic Legal Papyri From Elephantine* (HdO I,66), Leiden 2003: Brill.

<sup>54)</sup> Gzella, „Palmyrener“, 453–454.

<sup>55)</sup> Cf. H. Niehr, Ba'alšamem. *Studien zur Herkunft, Geschichte und Rezeptionsgeschichte eines phönizischen Gottes* (OLA 123), Leuven 2003: Peeters.

<sup>56)</sup> Vgl. S. Mitchell, „The Cult of the Theos Hypsistos between Pagans, Jews, and Christians“, in: P. Athanassiadi / M. Frede (Hrsgg.), *Pagan Monotheism in Late Antiquity*, Oxford 1999: Oxford University Press, 81–148.

<sup>51)</sup> Gzella, „Palmyrener“, 455–456.

<sup>52)</sup> Ebd., 457 mit Anm. 49.

/maqūtā/ „Ganzopfer“<sup>57)</sup> wie sich ja bereits die Religion der ältesten aramäischen Königtümer (wiederum greifbar an Hand der Gottheiten und Attribute, wie sie die Gozan-Inschrift nennt) in mesopotamischen Begriffswelten äußerte. Griechische Lehnwörter sind jedenfalls nicht tief in den religiösen Wortschatz eingedrungen, sondern scheinen sich auf die allgemein bekannten architektonischen Termini zu beschränken, die mit dem Einzug hellenistisch-römischen Stils in die Kunst auch anderswo das Vokabular bereichert haben, zum Beispiel *ksdr* *ἐξέδρα*, *štw* *στοά*, *prn* *πρόναος*.

Dies betrifft augenscheinlich nur die äußere Form. Die wenigen Angaben über in Palmyra ausgeübte Kulte weisen jedenfalls übereinstimmend auf eine mesopotamische Prägung der Tempelliturgie: immerhin feierte man offenbar das babylonische Neujahrsfest.<sup>58)</sup> Ein konzeptueller Hintergrund, auf dem Ba'al-šamīn und Zeus jenseits der oberflächlichen Wirkungsweise als Haupt- und Himmelsgötter innerhalb eines einzigen Pantheons miteinander systemisch in Beziehung gesetzt werden können, läßt sich daraus nicht rekonstruieren. Wohl aber gewinnt die wichtige Erkenntnis an Kontur, daß Sprach- und Kulturkontakt nicht losgelöst von bestimmten Bereichen gesehen werden können — wie das Griechische in der zweisprachigen Repräsentationweise mächtig zum Vorschein kommt, umgreift mesopotamisches Zeremoniell den religiösen Ausdruck und wohl ebenso die hinter dieser *lex orandi* stehende *lex credendi*. Weil indes Religion in der Alten Welt durchweg immer auch ein sichtbarer, öffentlicher Vollzug ist und sich niemals im neuzeitlichen Phänomen pietistischer Konventikel erschöpft, kann dieser Befund unter keinen Umständen mit der zuweilen behaupteten Polarität zwischen einem griechisch beherrschten öffentlichen Raum (der Eliten) und einer semitischen geprägten Privatsphäre (der Unterschichten) übereinstimmen. Sprache, Lebensbereich und Gesellschaftsschicht lassen sich eben nicht eindimensional einander zuordnen.

Gerade das komplexe Nebeneinander von Griechisch und Aramäisch in der epigraphischen Kultur Palmyras kann also die einfache Hypothese einer hellenistischen Überformung der Eliten, gepaart mit einem Verharren der Unterschichten beim Althergebrachten, überzeugend widerlegen. Mit griechischer Architektur und Lebensweise, römischem Verwaltungswesen, altwestsemitischer Formensprache, mesopotamischer Religion und reichsaramäischer Rechtstradition begegneten und kreuzten sich Überlieferungsstränge gleich altherwürdigen Karawanenstraßen, ohne sich sauber auf einzelne Bevölkerungssegmente zu verteilen. Offenbar hat das Angestammte auch für die Oberschichten seinen Wert behalten können und wurde damit gerade nicht zum Prägemaß der niederen Klassen. Die Notablen kennzeichnete vielmehr eine zweifache Identität zwischen uransässiger Verwurzelung in ihrer ganzen Kompliziertheit (darum auch die ausführlichen Genealogien in den aramäischen Versionen) und mondäner Weltoffenheit. Den Handelsrouten folgend, die sie reich machten, blickten sie sowohl als Osten als auch nach Westen. Darüber darf natürlich nicht vergessen werden, daß es im Falle Palmyras die einmalige Quellenlage ist, der besondere *epigraphic habit*, auf dessen Grundlage eine solche Interpretation möglich wird. Ähnliches könnte theoretisch auch für andere Gesellschaften gegolten haben, aber die Natur ihrer Schriftzeugnisse läßt strikt analoge Schlüsse nicht zu.

So mag es nicht zuletzt am Textmaterial liegen, wenn der dritte aramäische Sprachstrang schließlich, der zu dieser Zeit im Osten des Römischen Reiches begegnet, wiederum eine ganz eigenes Gesicht zeigt; sein Corpus nämlich verrät keine Spuren echter Bilingualität und macht deutlich, welche unterschiedlichen Gestalten der Kontakt mit dem Hellenismus im Vorderen Orient annehmen konnte. Schon gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, als das Seleukidenreich zu schwanken begann, entstanden in Ostmesopotamien zwei neue Schriftsprachen: einmal ca. 132 v. Chr. im Nordwesten mit dem Altsyrischen in Edessa ein lokales Frühstadium der am besten „Klassisch-Syrisch“ genannten späteren Hochsprache des Christlichen Orients,<sup>59)</sup> das als Verwaltungssprache des Königreiches der Osrhoëne bis zum Untergang von dessen Herrscherdynastie (den sogenannten „Abgariden“) im Jahre 242 n. Chr. diente.<sup>60)</sup> Die Neugründung als makedonische Kolonie Edessa mag dabei eine vorausgehende, nun vergessene Siedlungsgeschichte des alten Orhay, so der einheimische Name (das heutige Urfa), unter veränderten Bedingungen fortführen. Zum anderen läßt sich eine weitere, dem Altsyrischen ähnliche, doch nicht mit ihm identische nordostaramäische Sprache nachweisen.<sup>61)</sup> Diese zweite Sprache ist am besten in Hatra bezeugt, einer nach Ausweis ihrer Monumentalbauten sehr reichen Kulturstadt zwischen dem Oberlauf des Euphrat und des Tigris; darüberhinaus war sie auch in der übrigen Umgebung bis noch ins rund 50 Kilometer weiter östlich gelegene Assur verbreitet. Die relative Einheitlichkeit auch dieser Schriftzeugnisse untereinander,<sup>62)</sup> die doch über ein größeres

<sup>59)</sup> Das Klassisch-Syrische stellt freilich keine „lineare“ Weiterentwicklung des Altsyrischen dar, sondern hat auch seine sprachliche Prägung entscheidend durch den Kontakt mit der schon bald übersetzten Bibel und der griechisch-theologischen Literatur erfahren.

<sup>60)</sup> Die Dynastie der Könige der Osrhoëne, deren Reichshauptstadt Edessa war, läßt sich an Hand späterer Chroniken bis an ihren Beginn zurückverfolgen (vgl. A. Luther, „Die ersten Könige von Osrhoëne“, *KLIO* 81 [1999], 437–454). Obgleich die inschriftliche Überlieferung erst rund 140 Jahre später einsetzt, verweist die ziemlich einheitliche, teils noch reichsaramäischen Gepflogenheiten verpflichtete Orthographie auf eine Kanzlei als Garant des vergleichbar hohen Maßes an Standardisierung — für das Aramäische gibt es als Gegenprobe schließlich genug nicht-normiertes Vergleichsmaterial, etwa die Texte des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. oder die aramäischen Bar-Kosiba-Briefe, beide Corpora mit in sich auffallend heterogener Rechtschreibung. Genau darum dürfte das Herrschergeschlecht der Abgariden auch schon lange vor dem ersten datierten Text das Syrische als Schriftsprache eingeführt haben.

<sup>61)</sup> Bezeichnende Unterschiede dieses ostmesopotamischen Dialektes zum Altsyrischen sind die durchgehende Monophthongisierung von Diphthongen (\*aw/ zu /ɔ/ und \*ay/ zu /ɛ/) sowie das „Imperfekt“-Präformativ der dritten Person /l-/ (statt /y-/ wie reichsaramäisch immer und altsyrisch vor ca. 200 n. Chr. oder klassisch-syrisch /n-/), das auch schon in den spätesten altsyrischen Inschriften begegnet und damit möglicherweise eine spätere Anpassung der Schriftsprache an das gesprochene Idiom reflektiert.

<sup>62)</sup> Wenige Ausnahmen begegnen bei der ostmesopotamischen Schreibung von Kurzvokalen in offener Silbe: in einer Inschrift aus Assur (A 24) werden das /o/ in *qwdm* /qodām/ „vor“ und in zwei Texten aus Hatra das /e/ einmal in *lbyn* /labenē/ „die Platten“ (H 247), dann in dem Namen *bryd* /Bāredā/ (H 277) durch Vokalbuchstaben bezeichnet. Beides spiegelt noch einen älteren Sprachzustand wider. Spätere Texte (nach Ausweis der datierten Exemplare ab dem Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr.) kennen solche Schreibungen nicht mehr („vor“ lautet hier allein *qdm* /qdām/), da die unbetonten Kurzvokale in offener Silbe alsdann geschwunden sind. Der Lautwandel hat sich hier also in der Orthographie niedergeschlagen. Andererseits schreiben bereits die beiden auf 141 / 142 n. Chr. datierten Bauinschriften aus Gaddāla (50 km nordöstliche von Hatra) *drn* / 'odrānā/ „Hilfe“ (G 1 und 2), also das kurze /o/ (hier in geschlossener Silbe) „defektiv“, das heißt ohne Vokalbuchstaben, so wie generell auch das Altsyrische. Die Schreibpraxis im Gesamtgebiet unterliegt also durchaus Variationen, denn das zugrundeliegende Lautgesetz dürfte weder schlagartig überall zugleich aufgetreten sein noch allenthalben sofort die Schreibung beeinflusst haben.

<sup>57)</sup> Reichsaramäisch belegt etwa bei Cowley, *Aramaic Papyri*, Nr. 33,10.

<sup>58)</sup> Siehe L. Dirven, „The Exaltation of Nabū. A revision of the relief depicting the battle against Tiamat from the temple of Bel in Palmyra“, *WO* 28 (1998), 96–116, hier 99–100.

Gebiet hin gefunden wurden, läßt erahnen, daß in ihrem Hintergrund gleichfalls eine Art Kanzlei von ähnlicher Reichweite gestanden hat wie in Edessa und der Osrhoëne. Eine solche überregionale Kanzlei dürfte der vielleicht vom Fernhandel heraufgeführten Blütezeit Hatras vorausgegangen sein; gleichwohl ist die kontinuierliche Besiedelung nach einer vollkommen geheimnisvollen Vorgeschichte, die sich genauso entzieht wie der Ursprung des auf einmal vorhandenen Reichtums,<sup>63</sup> nicht vor dem ersten Jahrhundert n.Chr. eindeutig nachweisbar. Möglicherweise liegt der Ursprung dieser Sprache in Assur, sicher der weitaus älteren Stadt. Im Zusammenhang mit dem sasanidischen Triumph 240 / 241 n.Chr. erlischt freilich die von ihr geprägte inschriftliche Überlieferung.

In scharfem Gegensatz zum Nabatäischen wie zum Palmyrenischen knüpfen die Sprachen von Edessa und Hatra jedoch, außer im Gebrauch von Schriften in derselben Alphabettradition, nicht unmittelbar an das Reichsaramäische an. Vielmehr war dessen Gebrauch als Verwaltungssprache hier offenbar vorübergehend durch das Griechische ersetzt worden.<sup>64</sup> Weil nämlich die eigene sprachliche Entwicklung im Vergleich zum Reichsaramäischen deutlich fortgeschritten ist, dürften statt dessen lokale Dialekte zugrundeliegen, die zwar in unterschiedlichem Maße von dem alten achämenidischen Idiom beeinflußt waren, sich jedoch eigenständig weiterentwickelt hatten. Eine Erinnerung an diese alte *lingua franca* dürfte den Sprachwechsel nach kurzer Gräzisierung dennoch entscheidend begünstigt haben — auch in Ostmesopotamien wird man schließlich gewußt haben, daß es neben dem Griechischen noch ein anderes, ihm ebenbürtiges, an lokaler Geschichtsträchtigkeit sogar viel reicheres Verständigungsmittel gab. Was eine Weltsprache ist, hatten die altsemitischen Völker nicht erst am Beispiel des Griechischen und des Lateinischen lernen müssen.

Bestimmte Schreibungen zeigen darüberhinaus, daß die achämenidische Kanzleisprache durchaus nicht vollkommen in Vergessenheit geraten war.<sup>65</sup> Wollte man eine neue Schriftsprache einführen, ohne auf die griechische Koine zurückgreifen zu müssen, bot es sich gleichsam als natürliches Vorbild an. Angesichts der politischen Instabilität des Seleukidenreiches zu dieser Zeit war das auch keine vollkommen unverständliche Wahl. Dennoch entschied man sich dazu, eben nicht das Reichsaramäische in seiner Reinform künstlich wiederzubeleben, sondern, vielleicht aus Nationalstolz, den eigenen, wohl schon längst unabhängigen Dialekt zu verschriftlichen. Das Griechische hatte sich somit zwischen eine erheblich längerdauernde aramäische Sprachgeschichte geschoben und ist später wieder verschwunden.

Umso schärfer erscheint darum die Abgrenzung dieser Inschriften, rund hundert einsprachiger Texte aus Edessa (zwischen 6 n.Chr. und 252 n.Chr., sofern datiert) sowie etwa sechshundert aus Hatra und Umgebung (die Angabe der

Abfassungszeit, falls vorhanden, liegt zwischen 44 v.Chr. und 238 n.Chr.),<sup>66</sup> von der Koine des Seleukidenreiches: Obgleich der griechisch-hellenistische Stil auch in der ostmesopotamischen Kunst und Architektur ungeachtet aller örtlichen Besonderheiten und iranisch-parthischen Einsprengsel sehr deutlich durchschlägt,<sup>67</sup> tragen die Texte in Wortschatz (einschließlich des Onomastikons), Stil und Formular erhebliche weniger griechische — oder gräzisierte lateinische — Merkmale als etwa palmyrenische Vergleichsstücke: zwei, drei Personennamen,<sup>68</sup> ein paar gängige Begriffe aus Wirtschaft und Architektur wie *denarius*, *assus*, *palatium*, *στοῶ* „Säulenhalle“, *προστάς* „Vorhalle“ oder *ἀκόλουθος* „Dienstpersonal“ begegnen in Hatra und Umgebung, das ist alles;<sup>69</sup> die altsyrischen Texte bieten zwar wesentlich mehr Lehnwörter, doch die meisten davon stammen aus Formeln in den paar erhaltenen Verträgen und stehen damit in einer eigenen juristischen und gattungsgeschichtlichen Tradition.<sup>70</sup> Über die einmal in einer Bauinschrift aus Assur genannten *πρῦγ'* /*perpīē*/, also *περιπατοῦντες* „die Wandelnden“ (A 11b,2), wußte der moderne Betrachter gerne mehr: sollte das eine Interessengemeinschaft für griechische, womöglich sogar peripatetische Philosophie gewesen sein? Dazu schweigen die Quellen, aber es darf keinesfalls ausgeschlossen werden, daß man sich in Assur dem Studium griechischen Geistesgutes widmete.

Aus Palmyra gut bekannte Gräzismen im Inschriftenformular wie die Stifterangabe *bwl' wdmws* entsprechend *ἡ βουλή καὶ ὁ δῆμος* am Beginn oder der auf *εἰς τιμὴν / τιμῆς χάριν* basierende Zusatz *lyqrh /la-yqrh/* „zu seiner Ehre“ fehlen in diesem Umfeld allerdings vollständig; im Gegensatz zur syrischen Karawanenstadt hat der griechische Einfluß also weder in Hatra noch in Edessa die gebräuchlichen Formulare in ihrer Struktur verändern können, weil in der viel stärker privaten Memorialkultur von Hatra das Gemeinwesen allgemein nicht als Stifter von Inschriften zur öffentlichen Ehrung auftrat, mithin wohl ein geringeres Bedürfnis nach öffentlicher Repräsentation im griechischen Stil vorlag — wenngleich natürlich das Wohl des Königs als

<sup>66</sup> Ausgaben, nach denen zitiert wird: H.J.W. Drijvers / J.F. Healey, *The Old Syriac Inscriptions of Edessa and Osrhoene*, Leiden 1999: Brill; K. Beyer, *Die aramäischen Inschriften aus Assur, Hatra und dem übrigen Ostmesopotamien*, Göttingen 1998: Vandenhoeck & Ruprecht, mit Nachträgen: ders., „Neue Inschriften aus Hatra“, in: W. Arnold / H. Bobzin (Hrsgg.), „Sprich doch mit deinen Knechten Aramäisch, wir verstehen es!“, 60 Beiträge zur Semitistik. Festschrift für Otto Jastrow zum 60. Geburtstag, Wiesbaden 2002: Harrassowitz, 85–89.

<sup>67</sup> Kennzeichnend sind Säulen, Giebel und Architrave, andererseits auch die Gewänder im Faltenwurf auf Personendarstellungen. Literatur bei Sommer, *Stippengrenze*, 356–368, besonders 365; zur Ikonographie vgl. überdies J. Tubach, *Im Schatten des Sonnengottes. Der Sonnenkult in Edessa, Harran und Hatra am Vorabend der christlichen Mission*, Wiesbaden 1986: Harrassowitz, 295–309.

<sup>68</sup> S. Abbadi, *Die Personennamen der Inschriften aus Hatra*, Hildesheim 1983: Olms, 185, nennt Seleukos (eine Erinnerung an den Stifter der Dynastie und im ganzen Gebiet der griechische Name *par excellence*) und Damion; siehe aber jetzt noch *Τίτος* in H 346,7.

<sup>69</sup> Diese im Vergleich zu Palmyra geringe Ausbeute etwa an architektonischen Termini mag nicht zuletzt darin begründet sein, daß auch das ostmesopotamische Textcorpus insgesamt kleiner ist. Am Ende von H 324 könnte möglicherweise noch ein anderes Lehnwort stehen (*tiro*), doch der Text ist nicht ganz sicher.

<sup>70</sup> Zusammengestellt bei J.F. Healey, „Lexical Loans in Early Syriac: a Comparison with Nabataean“, *Studi Epigrafici e Linguistici* 12 (1995), 75–84; vgl. Drijvers / Healey, *Inscriptions*, 21–34. Das Palmyrenische kennt dagegen sogar 16 Lehnwörter, die im Syrischen überhaupt nicht belegt sind, und weitere sieben mit einer anderen Bedeutung im Syrischen: Brock, „Greek and Latin“, 23.

<sup>63</sup> Der Handel darf in Ermangelung anderer plausibler Erklärungen und angesichts der günstigen Lage eine hohe Wahrscheinlichkeit als Motor für den Aufstieg beanspruchen. Er läßt sich inschriftlich jedoch überhaupt nicht nachweisen, ganz im Gegensatz zu Palmyra.

<sup>64</sup> Beyer, *Aramäische Texte* I, 46.

<sup>65</sup> Vor allem § für etymologisches /s/ im Altsyrischen (ostmesopotamisch s, gemäß der Aussprache) und die gerade im Altsyrischen mit wenigen Ausnahmen bewahrte Schreibung von in Kontaktstellung assimiliertem /n/, beides sicherlich historische Orthographie; weiterhin fehlt noch eine Unterscheidung der Grapheme für /d/ und /r/, die bereits im Palmyrenischen und später im Klassisch-Syrischen mit einem diakritischen Punkt erfolgt. Siehe auch K. Beyer, „Der reichsaramäische Einschlag in der ältesten syrischen Literatur“, *ZDMG* 116 (1966), 242–254.

Zeichen der Loyalität bei Statueninschriften eigens erwähnt werden konnte, so in H 223 aus Hatra und As 36 aus Edessa. Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß die ostmesopotamischen Städte auch ihre semitischen Namen behalten haben. Für Edessa fällt das Fehlen eines nachhaltigen oder gar systemischen Einflusses der Koine in Sprache und Gattungselementen noch deutlicher auf, weil gerade hier die Kunst, beispielsweise in Gestalt von Mosaiken mit Szenen aus der griechischen Mythologie (die aber mit syrischen Beischriften versehen sind!), ein entschieden hellenistisches Kolorit verrät. Die Aussagekraft dieses Kolorits wird dadurch nicht vermindert, daß Edessa nicht mit einer palmyrenischen oder hatrensischen Standards vergleichbaren Monumentalarchitektur aufwarten kann.<sup>71)</sup>

Die schroffe Diastase zwischen griechisch-römischer Kunst und Bauweise sowie aramäischer Schrift und Sprache läßt sich so einfach nicht auflösen; sie ruft vielmehr die Frage nach ihren Gründen hervor. Beinahe mutet es ja so an, als sei das Griechische gerade in der Schriftkultur, wenn es sie denn wirklich einmal beherrschte, der *damnatio memoriae* unterlegen noch bevor die „Romanisierung“ überhaupt eingesetzt hatte;<sup>72)</sup> deshalb hat es dann hüben wie drüben einer aus letzten Endes unbekanntem Gründen plötzlich erstarkenden, standardisierten Mundart weichen müssen — oder konnte es hier, an der äußersten Peripherie, möglicherweise gar nicht erst richtig Fuß fassen? Aber was hätte dann an seiner Stelle gestanden, um den weitgehenden, wenn auch nicht vollständigen Bruch mit dem Reichsaramäischen verständlich zu machen? In der Tat gibt es eine Weihinschrift mit griechischer Parallelversion aus dem nordöstlichen Zipfel dieses schon im Altertum ziemlich unbekanntem Gebietes (T 3); sie wurde allerdings durch einen Ausländer in Auftrag gegeben, einen römischen Veteran.<sup>73)</sup> Allein unter den drei ostmesopotamischen Inschriften aus dem auch sprachlich merkbar hellenistisch, architektonisch traditionell „orientalisch“ geprägten Dura-Europos<sup>74)</sup> am Euphrat findet sich eine Bilingue (D 4), deren griechischer Teil zudem die charakteristischen Elemente „Das gute Gedenken“ am Beginn der aramäischen Fassung sowie „für immer“ am Ende ausläßt und damit stärker den klassischen Formgesetzen folgt. Der Empfänger trägt einen arabischen Namen und bestätigt damit die Hypothese, daß in Dura-Europos die einheimische Bevölkerung griechischer Schriftkultur gegenüber noch stets enger verbunden war als anderswo im östlichen Zweistromland. Charakteristisch für die Natur der syrischen und ostmesopotamischen Texte ist, daß solche Erscheinungen große Ausnahmen bilden.

Was indessen die Stadt Hatra betrifft, so schillerte ihre Zugehörigkeit zu den umgebenden Großreichen; erst ab etwa

230 n. Chr. und nur für rund zehn Jahre beherbergte sie eine römische Garnison. In diesem Spannungsfeld konnte sich eine Kultur merklich eigener Prägung ausbilden und verschiedenste Elemente integrieren, ohne daß dadurch die innere Diversität aufgehoben würde: Rechtstexte etwa nennen die „Araber“ als eigenes Segment der Bevölkerung (H 343,3 = 336b,4; vgl. H 288c1 zum „Glücksgott der Araber“), wobei freilich ungewiß bleibt, ob sich das nur auf eine ethnische Größe oder auch auf eine bestimmte Lebensform bezieht;<sup>75)</sup> das Nebeneinander unterschiedlicher Begräbnisbräuche<sup>76)</sup> und aramäischer sowie, oft als *ʿal*-Nominalbildungen mühelos erkennbar, arabischer Personennamen weisen in dieselbe Richtung. Die Nähe zum Partherreich verraten weiterhin nicht nur zahlreiche iranische Personennamen,<sup>77)</sup> sondern überaus oft auch persische Berufs- und Beamtenbezeichnungen (selbst wenn die Betreffenden eindeutig Träger semitischer Personennamen waren!), im zivilen wie im militärischen Bereich. Daß zuweilen Bildhauer nach Ausweis des Namens persischer Herkunft waren (H 34,8), dürfte den Einfluß parthischen Stils auf die Kunst erklären.

Andererseits setzt die Religion in Hatra und der Osrhoëne mit ihrem stark vom nahen Assur geprägten Pantheon<sup>78)</sup> sowie vereinzelt Begriffen für Tempelpersonal (*/ʾap̄kallā rabbā/* „Oberpriester“<sup>79)</sup> und Kultgegenstände (*/mandaltā/* „Personenrelief“) uralte mesopotamische Traditionen fort, die ja in diesem Gebiet teils ununterbrochen durchliefen.<sup>80)</sup> Freilich wurde es durch arabische Numina ergänzt und erlaubte nach dem Zeugnis von Reliefs und Münzen auch den Gebrauch wenigstens der Ikonographie griechischer Gottheiten, wenn nicht gar eine wirkliche Identifikation vorliegt — über die zugrundeliegenden theologischen Konzepte läßt sich genausowenig sagen wie bei Palmyra: der arabische Glücksgott trägt deutlich die Attribute des Herakles (H 413; 1019), der Sohn des Hauptgötterpaars die des Dionysos (H 1003; 1005). Wen man dahinter erblicken sollte, bleibt ein Rätsel. Gleich der eigentümlichen, generell namenlosen neuen Göttertrias Māran „unser Herr“ (eindeutig der Sonnengott, symbolisiert durch den Adler), Mārtan „unsere Herrin“ (vielleicht Nannay) und Bar-Mārēn „der Sohn unserer Herrschaften“ (möglicherweise tatsächlich Dionysos, wie gemäß der *interpretatio Graeca*; der einheimische Name ist unbekannt)<sup>81)</sup> sowie dem auffallend offenen Polytheismus dürfte die Neuschöpfung einer gemeinsamen aramäischen Schriftsprache nach altherwürdigem Herkommen dieser heterogenen

<sup>71)</sup> Ähnliche Elemente wie beispielsweise Säulenhallen sind im Bericht über die Überschwemmung im Jahre 201 n. Chr. aus dem ersten Stück der *Edessenen Chronik* bekannt, wiewohl natürlich unklar bleiben muß, wie diese nun eigentlich aussahen.

<sup>72)</sup> Ablehnung Roms und womöglich seiner sich in der Region niederlassenden Veteranen, wie Sommer mutmaßt (*Steppengrenze*, 394; cf. 398), kann also keineswegs den Ausschlag gegeben haben.

<sup>73)</sup> Den üblichen Konventionen entsprechend wurde der „Herr der Götter“, eine aramäische Bezeichnung für den Mondgott Sin (dazu Tubach, *Schatten*, 386–406), auch hier im Griechischen „Zeus Olympios“ genannt (vgl. sogar noch die Pšittā zu Apg 14,13!).

<sup>74)</sup> Sommer, *Steppengrenze*, 305, macht auf den paradoxen Umstand aufmerksam, daß Dura-Europos am Ende der parthischen Periode zwar von allen Städten der Region den „unklassischsten“ Anblick dargeboten habe, tatsächlich aber die „griechischste“ gewesen sei. Nach Ausweis der Inschriften schrieb man hier durchweg in der Koine.

<sup>75)</sup> Würde man das *waw* vor „und jeder, der nach Hatra herein- oder hinausgeht“ in H 336b,4–5 = H 343,3–4 als *waw explicativum* auffassen („und alle ‚Araber‘, das heißt, jeder, der nach Hatra herein- oder hinausgeht“, also als Gegensatz zu den anschließend genannten Leuten, die in Hatra wohnen), wäre damit eine Definition des Begriffes „Araber“ als „Beduinen“ gewonnen. So einfach ist es aber wohl doch nicht.

<sup>76)</sup> Vgl. Sommer, *Steppengrenze*, 368.

<sup>77)</sup> Sie lassen natürlich nicht unmittelbar auf eine bestimmte ethnische Zugehörigkeit schließen, da griechische, iranische und semitische Namen in derselben Genealogie aufeinanderfolgen können (H 94).

<sup>78)</sup> Der Stadtgott Assur und seine Gattin Serū beispielsweise sind in Personennamen stärker vertreten als jeder andere Göttername mit Ausnahme des Sonnengottes.

<sup>79)</sup> Dagegen tragen die Verwaltungsbeamten der Tempel (entsprechend etwa einem *rector ecclesiae* oder einem „Pater Minister“, „Pater Ökonom“ und dergleichen) neben dem aramäischen *rbyr' /rabbēʾā/* „Vorsteher“ teils iranische Berufsbezeichnungen.

<sup>80)</sup> Weitere religiöse Termini, beispielsweise aus den Bereichen Opferwesen oder Liturgie, fehlen weitestgehend. Für „Traumdeuter“ als Fachbegriff der Mantik dient aber ein nachweislich aramäisches Wort (*/ḥal-lāmā/*).

<sup>81)</sup> Dazu siehe ausführlich Tubach, *Schatten*, 255–487.

Gesellschaft jedenfalls Stabilität verliehen haben. Allerdings führte das weder zu einem zweisprachigen Repräsentationswesen wie in Palmyra noch zur Durchsichtigkeit auf ein arabisches Substrat wie bei den Nabatäern, sondern zu einer wirklichen Renaissance des Aramäischen, die sich Fremdeinflüssen deutlich widersetzte.

Ungeachtet dieser markanten „orientalischen“ Prägung der ostmesopotamisch-aramäischen Schriftkultur haben die Textzeugnisse doch auch Teil an gemeinsamen Stilmerkmalen des weiteren Raumes. Ein etwas umfassenderer Blickwinkel relativiert damit den Sonderstatus der lokalen Gegebenheiten. Denn das Formular derselben gebräuchlichen Gattungen Ehren-, Weih- und Bauinschrift entspricht im großen und ganzen wiederum der weitverbreiteten westsemitischen Tradition, was an vielen charakteristischen Elementen deutlich wird: beispielsweise am typischen Anfang *šlm' dnh dy PN /šalmā dnā d(a)-PN/* „Diese Statue ist die des N.N.“, der Einleitungen *bryk /brīk/* „gesegnet sei“ und *dkyr /dkīr/* „gedacht werde“ oder an dem Motiv *'l hyy PN /'al hayyay PN/* „für das Leben des N.N.“ (in Palmyra und im älteren Aramäisch gewöhnlich: *l hyy PN /la-hayyay PN/*) — Formen, die noch aus vorreichsaramäischer Zeit stammen mögen, obschon sich der Nebel nicht lichtet über der Frage, wo nun ihre Kenntnis genau herkommt: hat vielleicht eine mündliche Überlieferung dieses Wissen noch in die Seleukidenzeit herübergerettet? Oder befragte man Archive aus vorhellenistischer Zeit, die irgendwo noch bestanden haben, deren Ursprünge sich aber im Dunkel der Siedlungsgeschichte verlieren — ähnlich wie Chronikstücke aus dem heidnischen Königsarchiv Edessas dann Teil des christlichen Bischofsarchivs wurden? Gleichermaßen dürfte ein gemeinsamer Hintergrund die Verwendung des schon aus Palmyra bekannten traditionellen Attributes *zđq /zādeq/* „gerecht“ erklären, dessen sich der Hatrensische König Sanatruq II. als Ehrenname bediente (H 333; 334,1; 341,1). Ob die ebenfalls bei den Nabatäern und in Palmyra verwendete feminine Form *šlmt' /šalmtā/* des Nomens „Statue“ beim Standbild einer Frau (Hatra: H 5,1; 30,1; 34,2; 35,1; 36,2; 37,1; 228,1; Edessa: As 6,2)<sup>82)</sup> gemeinsames Erbe ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, da entsprechende Belege aus früheren Zeiten fehlen.

Dennoch können keineswegs alle Übereinstimmungen durch Rückgriff auf eine vorausgehende Tradition erklärt werden. Vor allem der einheitliche Gebrauch identischer oder infolge gleicher lexikalischer Bestandteile wenigstens analoger Gegenstücke zu hellenistisch geprägten Herrscherepitheta wie *dhl 'lh' /dāhel 'alāhē/* „gottesfürchtig“ (H 200,8)<sup>83)</sup> parallel zu εὐσεβής oder *rhm mth /rāhem māteh/*<sup>84)</sup> „sein Land liebend“ (H 1039,3)<sup>85)</sup> parallel zu φιλόπατρις weist auf feine

Netze hin, die wohl die einzelnen aramäischen Renaissance zwischen Petra und Hatra miteinander verbunden haben. In diesem Lichte erscheint die epigraphische Kultur Hatras denn auch nicht unbedingt „provinzieller“ als die Palmyras, nur weil es hier kein vergleichbares Ausmaß an Bilinguen gab: das Griechische war ja selbst in Palmyra nicht tonangebend. Durchaus Ähnliches läßt sich in der Kunst beobachten, namentlich in der Ikonographie. Reisende entlang der Karawanenrouten wie diejenigen, die auf einem palmyrenischen Relief Graffiti in hatrensischer Schrift hinterlassen haben (H 411b–f), dürften für einen regelmäßigen Austausch verantwortlich gewesen sein, so daß sich bestimmte Stilmerkmale in Text und Bild langsam ausbreiten und über ein weiteres Gebiet konsolidieren konnten. Handwerker dürften dabei wichtige Multiplikatoren gewesen sein. Und doch ließen übergreifende Einflüsse und „Moden“ anscheinend genügend Raum für örtliche Sonderentwicklungen! Denn nicht nur die Formulierungen stimmen nicht überall vollständig überein, sondern auch die Verteilung der wenigstens prinzipiell gemeinsamen Inschriftenformulare im tatsächlichen Gebrauch unterscheidet sich spürbar: der in Gedächtnistexten aus Hatra besonders beliebte Ausdruck *bl dkyr /bal dkīr/* „gedacht werde wahrlich“ kommt im, der Textmenge nach, ungleich größeren Corpus von PAT nur genau einmal vor (PAT 0563), scheint also geradewegs ein Kennzeichen des hatrensischen Memorialstils zu sein,<sup>86)</sup> ebenso wie die mit *bgn /bḡān/* „Anrufung“ eingeleiteten Fluchformeln.<sup>87)</sup> In den variierenden Datierungsformeln spiegelt sich dieselbe Pluralität.<sup>88)</sup> Selbst innerhalb eines Sprachgebietes dürften sich hinter der Fassade des erhaltenen Materials noch viele weitere regionale Unterschiede verbergen.<sup>89)</sup>

Eben dieses Ineinandergreifen von einer gemeinsamen Matrixkultur, ihren lokalen Ausprägungen und den gemeinsamen reichsaramäischen (oder sogar noch älteren) Wurzeln ist es, das in Zukunft einer näheren Untersuchung bedarf. Außer Zweifel steht aber die prinzipielle Heterogenität der aramäischschreibenden Kulturen im Osten des Römischen Reiches und ihre je eigene Umgestaltung der früheren aramäischen Tradition, von der sie alle abhängen. Die „Hellenisierung“ war deshalb keine „Stunde Null“. Ungeachtet der

Textcorpus dagegen gleich mehrmals (As 47,6; 49,7–8; Am 10,6, freilich durch den Zusatz eines Suffixes eher im Sinne eines persönlichen Wohltäters gebraucht; das Klassisch-Syrische kennt diese Wendung ebenfalls). Es läßt sich leider kaum sagen, ob die zumindest für Hatra außergewöhnlich klare hellenistische Prägung von H 1039 (sie scheint bislang allerdings noch nicht recht erkannt worden zu sein; auch R. Bertolino in seiner *editio princeps* verliert kein Wort darüber: „Une stèle inédite de Hatra“, *Semitica* 46 [199], 143–146) mit der vergleichsweise frühen Abfassung des Textes kurz nach 66 n.Chr. zusammenhängt oder aus anderen Gründen einen Sonderfall darstellt.

<sup>82)</sup> Weitere Variationen: */dkīr dkīr/* (A 29f+g) und */bal dkīr dkīr/* (H 48); */la dkīr/* „fürwahr, gedacht werde“ (H 13) oder Voranstellung eines anderen Elements („Zum Guten“; „Für immer“; „Unser Herr!“).

<sup>83)</sup> Vgl. R. Degen, „Zur Bedeutung von *bgn* in den Hatra-Inschriften“, in: *Neue Ephemeris für semitische Epigraphik* 2 (1974), 99–104.

<sup>84)</sup> Siehe S.P. Brock, „Some Notes on Dating Formulae in Middle Aramaic Inscriptions and in Early Syriac Manuscripts“, in: Z.J. Kapera (Hrsg.), *Intertestamental Essays in honour of Józef Tadeusz Milik*, Kraków 1992: Enigma Press, 253–264.

<sup>85)</sup> So findet sich allein in den beiden Bauinschriften aus Gaddāla (G 1 und 2; 50 km nordöstlich von Hatra) der Zusatz *b'drn' dy 'lh' kwllhwn /b'odranā d'alāhē kollhōn/* „mit der Hilfe aller Götter“; er kommt jedoch in keiner der weitaus zahlreicheren Bauinschriften aus Hatra vor. Andererseits beginnen zwei Texte aus der Osrhoëne mit */ḫīy/* „dies ist (sc. die Statue)“ (As 10 und 11), was sonst auch nicht begegnet, aber bereits den Gebrauch von */ḫī/* als Copula präludiert, der dem Klassisch-Syrischen eignet. Und das ist natürlich alles nur die Spitze des Eisberges.

<sup>82)</sup> Das einzige Bild einer Frau in den Inschriften aus Assur (A 15b) hat freilich die maskuline Form, derselbe Text bietet jedoch noch eine andere Genusinkongruenz („König“ statt „Königin“). Hängt das etwa damit zusammen, daß auf dem Bild keine Sterbliche dargestellt wird, sondern die Göttin Nannay?

<sup>83)</sup> In Palmyra mit der alten Pluralform: *dhl 'lhy' /dāhel 'alāhayyā/*.

<sup>84)</sup> Statt des aktiven Partizips wie in Hatra und im Nabatäischen (siehe oben) begegnet im Palmyrenischen das passive Partizip mit aktiver Bedeutung: */rhm/*, eine typisch aramäische Erscheinung (dazu vgl. auch H. Gzella, *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen* [VOK 48], Wiesbaden 2004: Harrassowitz, 179–181).

<sup>85)</sup> Die Verbindung */bad ḫābā/* „Gutes tun“ in derselben Inschrift (mit dem Verb in Zl. 4 als Partizip, in Zl. 6 als „Perfekt“) stellt sicherlich eine Lehnübersetzung für den hellenistischen Schlüsselbegriff εὐεργετής /εὐεργετῆς dar; sie ist allerdings in Palmyra, wo man sie eher erwartet hätte, (zufällig?) nicht belegt, in der Osrhoëne mit ihrem noch kleineren

mächtigen Tragweite des griechischen Einflusses in Architektur und Kunst, besonders in römischer Zeit, haben archaische Überlieferungen literarischer Formen, die teilweise bis ins neunte Jahrhundert v.Chr. zurückreichen, Zeiten und Mächte überlebt. Ein systemischer Einfluß, wie ihn das Arabische bei den Nabatäern auf deren aramäische Schriftsprache (die Syntax inbegriffen) ausgeübt hat, läßt sich beim Griechischen in Palmyra sowie in Edessa und Hatra nicht beobachten. Die Begegnung aller dieser Gemeinschaften, die sich noch immer oder wiederum des Aramäischen bedienten, mit dem Hellenismus führte also mitnichten zu einer einheitlichen Mischkultur, sondern zu einer Vielfalt örtlicher Erscheinungsformen, die mittels der Karawanenstraßen in engem Kontakt zueinander standen und das gemeinschaftliche Erbe auf unterschiedlichste Weise weiter pflegen und umgestalten konnten.

Solche Verhältnisse beweisen letzten Endes, welch' ein Ausmaß an Diversität im Angesicht griechischer Sitte und Lebensart möglich war, selbst wenn über die tragenden politischen oder sozialen Strukturen kaum je Gewißheit herrschen dürfte und ihre Erzeugnisse in Text oder Bild wie aus dunklen Wassern aufsteigen. Ein Vergleich der einzelnen Besonderheiten untereinander liefert sicher noch manch' überraschendes Ergebnis. Das hellenistisch-römische Syrien würde damit, soviel ist bereits jetzt klar, noch ausdrücklicher zu einem Paradebeispiel jener verwirrenden Komplexität, die sich hinter handlichen, aber im Grunde viel zu einfachen Konzepten wie „Hellenisierung“, „Romanisierung“ und „Orientalisierung“ verbirgt.